

# Hinterland

# 58/2025 9,00 euro



Hey, Migrantifa!



< Godwin Namanyabyoona

erzählt ohne Worte im spontanen Umgang mit Farbe, Pinsel und Zeichenstift.  
Er geht dabei u.a. der Frage nach: Wie können wir unsere Geschichte erzählen?  
Wie können wir uns mit anderen durch unsere Geschichten verbinden?  
Instagram: @21goddie

Liebe Lesertinnen

in dieser Ausgabe der **Hinterland** kommen ausschließlich Stimmen migrantischer und geflüchteter Menschen zu Wort! Nicht weil wir so toll sind, sondern weil es selbstverständlich sein sollte, es aber nicht ist. Migrantische und migrantisierte Gruppen sollten selbstverständlich gehört werden und sich nicht mühsam Gehör verschaffen müssen. Als eine der wenigen Personen mit Migrationsgeschichte in dieser mehrheitlich weißen Redaktion wurde ich diesmal auserkoren, das euch vorliegende Heft schmackhaft zu machen – mein erstes Mal Editorial – ist es nicht schön? Ich hab' ein bisschen Pipi in den Augen. Ich hab's endlich geschafft, ich bin interessiert, aber macht bitte kein Auge!

Und wenn du mich in echt siehst, sag': Mashallah, einfach die Hübsche! Aber ich schweife ab.

Das Gefühl sich in diesem Land fremd zu fühlen, das kenne ich sehr gut und wahrscheinlich auch viele andere Menschen mit Migrations- oder Fluchtbiografie. Dieses Gefühl des Fremdseins oder eher des Fremd-Gemacht-Werdens thematisiert auch Rapper Apsilon aus Berlin-Moabit in seiner Musik: „Wenn Deutschland mich wieder ansieht und sagt, mein Herz hat kein'n Platz hier. Wenn meine Brüder, meine Schwestern fall'n wie tote Blätter, schwarz-rot-gold'ne Blätter, fragen wir uns: Soll'n wir geb'n?“ Diese Frage greift er auch in seiner in diesem Heft veröffentlichten Rede auf. Über den Druck sich immer einmal mehr als der Rest beweisen zu müssen, um als vollwertiges Mitglied dieser

Gesellschaft gesehen zu werden, schreibt wiederum Autorin und Podcasterin Samira El Ouassil und spricht von „Aufstieg durch Anpassung“. Ganz und gar unangepasst schreibt sich auch Pia Chojnacki ihren Frust von der Seele. Frust, über die scheinbeilige Empörung derer, die sich das Wiedererstarken der Rechten so gar nicht erklären können wollen. Wie konnte das nur passieren?

Die Frage nach der eigenen Identität und der eigenen Zugehörigkeit ist sehr komplex. Mach es mir doch nicht noch schwerer, indem du mich fragst, wo ich herkomme. Oder ein bisschen subtiler, wo mein Name herkommt. Oder indem du anfängst mich von außen zu definieren: „Bei euch ist das doch so!“ Welches euch? Meinst du bei mir im beschaulichen Sandhausen mit seinen schönen Sanddünen – da wo ich aufgewachsen bin? Oder meinst du bei mir in der Türkei? Aber hey, DU bist Deutschland! Und da sind ich und Menschen, die so aussehen wie ich, bestimmt mitgemeint. Dann ist ja alles gut.

Eure Dünenmaus

von der Hinterland-Redaktion





Und

auch dieses Mal  
haben wir wieder ge-  
kocht! Es ist angerichtet:

Vom Kartoffelauflauf zum Gemüse-  
Eintopf, denn eine abwechslungsreiche

Küche ist nicht nur gesund, sondern schmeckt  
auch einfach besser, frischer, bunter. Zutaten aus aller  
Welt sind es, die dieses Heft ausmachen und wir hoffen, es mün-  
det! Jetzt lies dich satt, genieß dein Dessert, mach einen Rundgang  
durch unseren Gemüsegarten. Wenn du noch mehr willst, dann komm  
zu uns in die Küche und werde Teil unserer lustigen, coolen, nicken, aber  
noch kartoffellastigen Redaktion. Such' mit uns die Texte aus und bereite  
sie für die Leser\*innen schmackhaft zu – du süßes Früchtchen du! Du  
erreichst uns unter: [redaktion@hinterland-magazin.de](mailto:redaktion@hinterland-magazin.de)

6  
**Hip Hop**  
 Fotostrecke von Arif Haidary

16  
**Sollen wir gehen?**  
*Ein Wochenendspaziergang  
 besiegt Faschismus nicht*  
 Rede von Apsilon

18  
**Gute Migrant\*innen**  
*Vorgesehene Biografie:  
 vom Plattenbau zur Promotion*  
 Von Samira El Ouassil

21  
**An die weiße Person, die gern mit  
 mir befreundet sein möchte**  
*Sag mal gar nichts und  
 hör einfach zu...*  
 Pia Chojnacki

23  
**Agha Zamen**  
*Eine irritierende Kindbeiterinne-  
 rung aus Teheran*  
 Von Aida Bakhtiari

26  
**Weißer Märchen**  
*„Weiße Witwe“ provoziert  
 an der Volksbühne Berlin*  
 Drei Fragen an Kurdwin Ayub

30  
**Solidarität macht  
 den Unterschied**  
*Gedanken über Flucht, Unterstüt-  
 zung und gesellschaftliche Verant-  
 wortung*  
 Von Masha

33  
**Daána**  
*Eine visuelle Suche nach Heimat*  
 Bilderstrecke von Rafiou Bayor

43  
**Deutschland lädt ...  
 bitte nicht ausschalten!**  
*Künstliche Intelligenz  
 im Dreibettzimmer*  
 Von Ahmad Alghorani

45  
**Zu-recht-geweißt &  
 schöngeredet: Euer Märchen vom  
 plötzlichen Rechtsruck**  
*Eine Abrechnung mit  
 der weißen Ignoranz*  
 Von Pia Chojnacki

51  
**Heimatloser Ausländer**  
*Ein Ausweis, den es  
 nur in Deutschland gibt*  
 Von Ira Blażejewska

54  
**In meinem Schwarzen Kleid**  
 Gedicht von Betiel Berhe

56  
**„Am Ende des Tages ist  
 es einfach nur scheiße“**  
*Identitätssuche zwischen Kasach-  
 stan, Griechenland, Salzghetto  
 und der Münchner Kunstbubble*  
 Interview mit Savvu

62  
**Immer noch das Gefühl  
 unterwegs zu sein**  
*Eine Erinnerung daran, dass wir  
 Menschen sind und bleiben sollen*  
 Von Mohammad Yaqoubi

65  
**And We Ran**  
 Gedicht von Parwana Amiri

67  
**Sprechen Sie Englisch?**  
*Der schmale Grat zwischen  
 Sprache, Privilegien und  
 Aufenthaltsstatus*  
 Von John Figueroa

72  
**Ausgebremst**  
*Über den Irrsinn deutscher  
 Faberlaubnisbehörden*  
 Von Behnam Golestani

75  
**Ich bin kein Problem  
 – ich bin ein Mensch**  
*Von der Hoffnung, sich nie mehr  
 rechtfertigen zu müssen*  
 Von Amjad Abo Huwajj

77  
**Wann hört es auf?**  
 Gedicht von Sandy Tran

79  
**Flüchtlingsgespräche**  
*Staffel 2 Folge 4*  
*Lauf Junge, lauf*  
 Von Human

81  
**Nur eine Nummer,  
 die man loswerden musste**  
*Psychiatrische Klinik macht  
 gemeinsame Sache mit der  
 Abschiebebehörde*  
 Von No Lager Osnabrück

*Liebe Freund\*innen,  
 Liebe Autor\*innen,*

*Zehn Sommer ist es inzwischen her, dass die Not im Nahen und Mittleren Osten so groß geworden ist, dass Millionen von Menschen es wagten, das rigide europäische Grenzsystem zu überwinden. Zehn Jahre ist es her, dass tausende Willkommens-Pakete gepackt wurden, Berge von Kuscheltieren neue Besitzer\*innen fanden und selbst die weißeste Kartoffel, angerührt von den Bildern zu Tode erschöpfter Menschen, mit einer Brotzeitdose zum Hauptbahnhof marschiert ist, um den ankommenden Syrer\*innen ein Schinkenbrot in die Hand zu drücken. Was G'scheids nach der langen Reise. Es wurde viel geklatscht, vor allem für sich selbst, aber es entstanden auch Helfer\*innen-Kreise, die bis heute einen großen Anteil an der antirassistischen und solidarischen Bewegung dieses Landes ausmachen.*

*Doch zehn Jahre bedeutet auch: Zehn weitere Jahre Krieg in Syrien, Afghanistan und dem Irak. Mehr noch, denn in dieser Zeit sind weitere Kriege hinzugekommen. Es bedeutet zehn Jahre Geschwafel, Hass und Hetze aufgrund einer vermeintlichen „Flüchtlingskrise“. Es bedeutet: Zehn Jahre rasanter Aufstieg einer damals noch kleinen Partei. 2015 wurde die Sea Watch 1 getauft, als Reaktion auf die Einstellung von Mare Nostrum und das massenhafte Sterbenlassen im Mittelmeer. Zehn Jahre später hat Europa die Seenotrettung so gut wie aufgegeben und Seenotretter\*innen werden kriminalisiert, weil sie Menschenleben retten. Und das Grenzregime Europa ist zu einem kaum mehr bezwingbaren Monstrum angewachsen. Was haben wir eigentlich geschafft? In der Rückschau wird klar: Auf den „Sommer der Migration“ folgte ein langer migrationspolitischer Winter. Und wann aus einem langen Winter eine Eiszeit wird, merkt man im Zweifel nicht, wenn einem selbst das Herz gefriert. Wir in der Hinterland-Redaktion sagen: Zeit wird's, einzubeizen!*

*Für das neue Heft suchen wir Texte von Menschen, die damals gekommen und seither geblieben sind. Was habt ihr erlebt, in diesen ersten Tagen, und wie geht es euch heute? Wir suchen Geschichten von denjenigen, die damals an einem Bahnhof Solidarität in sich gefunden haben und seither versuchen diese zu leben. Was haben wir gelernt in dieser Dekade, was hätten wir lernen sollen?*

*Wir wollen eure Abrechnung mit der „Willkommenskultur“, der „Obergrenze“ und „PEGIDA“. Wir wollen eure Anekdoten über die absurdesten Willkommensgeschenke und eure Pläne für die Überwindung von Grenzen, Angst und Nation. Und wir wollen von euch wissen: Wann wird es endlich wieder Sommer? Denn uns ist kalt – euch sicher auch.*

*eure Hinterland-Redaktion*

*Ideenabgabe: 14. Juli 2025  
 Redaktionsschluss: 6. Oktober 2025  
 Schreibt uns eure Ideen an  
 redaktion@hinterland-magazin.de*



Hinterland #59  
**10 Jahre Sommer der Migration**  
 Herbst/Winter 2025













hey, migrantifa!





## Die Protagonist\*innen

*HipHop spielt in der Münchner Migrantifa-Szene, so wie wir sie heute mal nennen möchten, eine zentrale Rolle. Keine der Kundgebungen und Demos der letzten Jahre - sei es gegen rechts, gegen Rassismus, gegen drohende Abschiebungen, gegen die Abschottungspolitik der EU, gegen Ausgrenzung generell oder für Black Lives Matter insbesondere, konnten (und wollten) auf diesen wichtigen Support verzichten.*

*Auf HipHop ist hier nun einmal Verlass! Denn Zusagen zu Auftritten sind von den engagierteren Rapper\*innen relativ unkompliziert zu bekommen, und dabei spielt es für deren Beteiligung häufig keine Rolle, ob es sich um eine fette Bühne (auf dem Odeonsplatz oder Königsplatz) vor tausenden von Teilnehmer\*innen oder nur um ein Podest mit Mikro vor einem Stadtteilkulturzentrum und einem überschaubaren Haufen von Demonstrant\*innen im Münchner Norden handelt: Auf unsere Münchner Migrantifa-Rapper\*innen können wir zählen und das, obwohl diese Art von Auftritten meist in letzter Minute angefragt wird. Anerkennung, Lob und Liebe gibt es dafür häufig – Gage eher selten. Vielmehr zählt: Die Songs kommen an und nehmen mit. Oft handelt es darin von der eigenen Betroffenheit, von Solidarität, von Wut und Trauer.*

*Die von Selbstbewusstsein nur so strotzenden Bilder unserer Fotostrecke stammen zwar weder von einer Kundgebung*

*noch einer Demo, denn sie entstanden im Milla-Club und in der Glockenbachwerkstatt bei zwei HipHop Konzerten, aber es sind die gleichen Protagonist\*innen.*

*Die Bilder zeigen nachvollziehbar, warum wir diese coolen Menschen so schätzen und brauchen. In der Reihenfolge ihres Auftretens sind zu sehen: Waseem, Kokonelle, Rilla, Momo Novus, QUEEN Lizzy, ROPA, Do-B, Gündalein, Sano Boi, A4, ZiK.*

## Der Fotograf

*Arif Haidary ist in München kein Unbekannter. Er sitzt im Münchner Migrationsbeirat, arbeitet beim Bayerischen Flüchtlingsrat und ist in seiner Freizeit ein ambitionierter und erfolgreicher Karateka. Eine seiner größten Leidenschaften ist jedoch die Fotografie. So ist er, schwer behängt mit seiner – mit einem großem Objektiv ausgestatteten Kamera, von keiner der größeren Demos, Kundgebungen und Konzerte wegzudenken. Für die vorliegende Fotostrecke hat er mit Langzeitbelichtungen experimentiert.*







# Sollen wir gehen?



Rede von Apsilon auf der Demonstration gegen Spaltung für Demokratie unter dem Motto „Wir sind die Brandmauer!“ am 3. Februar 2024, bei der über 150 000 Menschen gegen Rechts auf die Straße gegangen sind. Vorausgegangen war das Bekanntwerden eines Treffens von Rechtsextremen und rechten Politikern unter anderem aus der CDU, nahe Potsdam Ende 2023 zur „Remigration“, also die Zwangsausweisung von Millionen von Menschen mit Migrationshintergrund aus Deutschland.

Die letzten Wochen haben meine Freunde und ich immer weiter auf lustig gesagt „Bruder, bald hauen wir rein“ und „Hier ist es eh kalt – lieber in die Sonne“. Dahinter verbirgt sich immer die sehr ernste Frage „Sollen wir gehen?“

In vielen deutschen Städten sind Hunderttausende auf die Straße gegangen. Gegen Rechts, gegen die Pläne der AfD und für die Demokratie. Und ich bin jeder Person, die dabei war und auch heute dabei ist, wirklich dankbar dafür. Trotzdem haben diese Demos und Diskussionen einen komischen Beigeschmack für mich. Natürlich ist die AfD eine Partei voller Faschisten, gegen die wir uns alle gemeinsam wehren müssen.

Aber auch wenn der Bundeskanzler auf dem Cover vom *Spiegel* sagt, wir müssen im großen Stil abschieben, fragen wir uns:

„Sollen wir gehen?“

Wenn die FDP den Anteil an Migranten pro Bezirk begrenzen will, fragen wir uns:

„Sollen wir gehen?“

Wenn eine Regierung, in der auch die Grünen sitzen, 100 Milliarden für die Bundeswehr locker macht und Waffen in alle Welt schickt, und dann in Berlin in Neukölln die Gelder für Schulen gestrichen werden, fragen wir uns:

„Sollen wir gehen?“

Wenn in dem Land, in dem Polizisten regelmäßig Hakenkreuze in Chatgruppen schicken, der Anschlag von Halle keine 5 Jahre her ist, wieder die Ausländer die einzigen Antisemiten sein sollen, fragen wir uns:

„Sollen wir gehen?“

Und auch wenn auf den Demos gegen Rechts in den letzten Wochen Schwarzköpfe mit Palästinaflagge angeschrien und rumgeschubst werden, fragen wir uns:

„Sollen wir gehen?“

Aber was passiert, wenn wir gehen? Hat eine deutsche Pflegekraft mehr in der Tasche, wenn auch der letzte Ausländer abgeschoben ist? Muss ein Rentner, der jahrzehntelang für einen Dreckslohn den Rücken krumm gearbeitet hat, keine Flaschen mehr aus den Mülltonnen sammeln, wenn wir alle weg sind?

Nein.

Der Kapitalismus wird uns weiter alle ausbeuten, ob Ausländer oder Deutsche, während sechs Menschen in Deutschland so viel besitzen wie die ärmsten 40%. Wir werden uns noch oft fragen, ob wir gehen sollen. Aber innerlich wissen wir auch: Wir wollen nicht gehen.

Ich hoffe, ihr versteht meine Punkte nicht als Anfeindung. Vielleicht tut es weh, es zu hören.

Aber wir gehören hierher und haben ein Recht auf ein Leben hier.

Egal ob wir einen deutschen Pass haben oder nicht, egal ob wir nützlich für die Gesellschaft sind oder kriminell, egal ob wir die Bomben auf Gazas Zivilbevölkerung kritisieren oder nicht.

Ich hoffe wir wissen alle:

Faschismus wird nicht mit einem Wochenendspaziergang besiegt.

Also lasst uns Hand in Hand gehen und uns alle politisch organisieren, vernetzen, engagieren. Nicht nur gegen die AfD, sondern für eine Gesellschaft, in der die AfD keinen Nährboden mehr hat.<

*Der Rapper Apsilon kommt aus Berlin-Moabit und behandelt in seinen Texten sozialkritische Themen wie Ausbeutung, Rassismus und soziale Ungleichheit. Nach einer Reihe an EPs erschien 2024 sein Debütalbum „Haut wie Pelz“ und erreichte eine Top 10 Platzierung in den deutschen Albumcharts.*



# Gute Migrant\*innen

Von Samira El Ouassil

**I**n Deutschland ist man angekommen, wenn man nicht mehr gefragt wird, woher man „eigentlich“ kommt, sondern, wenn man den Weg zur eigenen Integration noch mal nacherzählen soll. Unabhängig davon, ob man eine Migrationsgeschichte in Form einer Einwanderung oder Flucht hat oder einen Migrationshintergrund in Form nicht-herkunftsdeutscher Eltern. Denn die akzeptierte Migrant\*in, das ist kein Mensch, das ist ein Plot: Aufstieg durch Anpassung, Leistung nach Leid. Es ist das schöne Märchen von der gesellschaftlichen Durchlässigkeit, am liebsten erzählt von Leuten, für die eine sozial und ökonomisch aufgestiegene Migrant\*in als anekdotische Evidenz für die behauptete Chancengleichheit herhalten muss.

## ***Wenn die Vita vom Plattenbau zur Promotion führt, dann ist man willkommen***

Diese Geschichte beginnt stets im Soziotop der Sozialstatistik. Es gilt, den Bildungsstand der Eltern überwunden zu haben, das Deutsch muss entweder auf Gymnasialniveau brillieren oder aber in Rekordgeschwindigkeit erlernt worden sein, wehe man gehört zu jenen, die „nach 10 Jahren in Deutschland!!!“ falsch deklinieren oder Artikel verwechseln. Wenn die Vita vom Plattenbau zur Promotion führt, dann ist man willkommen – und es wird so getan, als habe die Akzeptanz schon immer und mit aller Selbstverständlichkeit bestanden. Dass Menschen während der Zeit im Plattenbau behandelt werden wie Abschaum, wird im Zuge der lobenden Leistungseuphorie gerne

verdrängt. Es ist, als wolle eine Gesellschaft mit ihrer betulichen Begeisterung für die vorbildliche Biographie einer Aufsteiger\*in die vorhergehenden Demütigungen vergessen machen. Die Soziologie sagt: soziale Mobilität. Die Gesellschaft sagt: Respekt. Die Integrationsbeauftragte sagt: Leuchtturm. Und irgendwo nickt ein Friedrich Merz zufrieden.

Doch die gute Migrant\*in ist kein Leuchtturm, sondern eine Projektionsfläche. Sie dient als rhetorisches Gegenmittel: gegen das ewige Gespenst der Parallelgesellschaft, gegen die Paranoia einer mehrheitsweißen Gesellschaft, die dem Anderen in ihrer Angespanntheit nur mit Assimilation begegnen kann.

Jede politische Couleur bespielt ihn. Konservative preisen ihn als Beispiel für gelungene Integration durch Fleiß. Liberale sehen in ihm die Frucht einer offenen Gesellschaft. Linke feiern ihn als Widerlegung des Vorurteils. Die Soziologie kennt Begriffe für diese Prozesse: Tokenism, positiver Rassismus, Othering, Assimilation. Aber keine Theorie kann den Moment beschreiben, in dem jemand aufhört, sich selbst zu gehören, weil er beginnt, Symbol zu sein. Die gute Migrant\*in ist eine Figur der Übertragung – sie trägt das, was die

Gesellschaft über sich selbst sagen möchte. Und verliert dabei oft ihr Gesicht. Die ausgestellte Würdigung der Migrant\*innen, die großes und lobenswertes geleistet haben, um damit ein Argument gegen die Verfechter homogener Gesellschaften zu haben, ist nicht das Gegenmodell zur Ausgrenzung, für das es die Lobenden halten. Es ist ihre Fortsetzung mit freundlichen Mitteln. Denn die Anerkennung bleibt an Bedingungen geknüpft. Das Menschsein ist hier nicht selbstverständlich – es muss verdient, erarbeitet, errungen sein. Und so bleibt der Integrationsdiskurs im performativen, ist selbst mit dem progressiven Anspruch in seinem Liberalismus konservativ und reaktionär, denn ein Nützlichkeitsdenken unterscheidet immer

Samira El Ouassil

*kolumniert beim Spiegel und bei Übermedien,  
podcastet mit Friedemann Karig bei Piratensender Powerplay  
und verfasst ausgezeichnete Sachbücher: zuletzt Erzählende Affen*



# Willkommen im Integrationskapitalismus

einer Gesellschaft, die nicht die Menschen feiern will, sondern nur sich selbst, die lieber eine Erfolgsstory erzählt, als über Chancenungleichheit zu sprechen.

Das Happy End dieser gesellschaftlichen Erzählung wäre,

noch die Wertigkeit der Menschen. Das Bild vom geglückten Aufstieg wird nun zur neoliberalen Disziplinierungsmaschine. Wer scheitert, ist selbst schuld. Wer arm bleibt, hat halt nicht genug geackert. Wer diskriminiert wird, sollte sich besser anpassen. Willkommen im Integrationskapitalismus: Migration ist okay, solange sie sich rechnet. Deutschsein gibt's nicht gratis, sondern als Premium-Modell mit Selbstoptimierungspflicht. In dieser symbolischen Vereinnahmung wird der Mensch nicht gesehen, sondern verwendet. Da aber strukturelle Ungleichheit durch Einzelfälle nun aber nicht aufgehoben wird, verfestigt es den Abstand zwischen Tokenism und Teilhabe. Und die Pointe: Diejenigen, die als erfolgreich gelten, dürfen über Rassismus nicht sprechen – denn „sie haben es doch geschafft“. Ihre Geschichte sei doch der Beleg, dass es die strukturelle Abwertung gar nicht geben kann. Und so wird die Kritik an Diskriminierungen rasch zur Undankbarkeit um deklariert. Zugleich befindet sie sich „die gute Migrant\*in“ in einer steten Rechtfertigungsökonomie. Sie muss weiterhin zeigen, dass ihre Anwesenheit ein Gewinn ist. Dass Vielfalt kein Risiko, sondern ein Mehrwert ist. Wehe, du bist kein Paradebeispiel. Wehe, du arbeitest von der Öffentlichkeit unbemerkt oder giltst als austauschbar oder hast Rückenschmerzen. Wehe, du bist einfach nur da und versuchst ein Leben zu führen, das nicht nur aus Überleben besteht.

dass jede Integration keine Geschichte mehr wäre, sondern Normalität. Wenn Zugehörigkeit nicht erklärt, sondern vorausgesetzt würde. Wenn der Migrationshintergrund nicht mehr im Vordergrund stünde – weder als Problem noch als Prämierung. Denn es ist nicht falsch, Erfolge zu feiern. Es ist falsch, sie zu überfrachten. Es ist nicht verwerflich, Biografien zu erzählen. Es ist gefährlich, sie zu instrumentalisieren. <

Wir sind offensichtlich noch nicht so weit. Und so bleibt die „gute Migrant\*in“ die Trostfigur einer Gesellschaft, die sich selbst versichern will, dass alles gut ist,

# An die Weiße Person, die gern mit mir befreundet sein möchte

Als Erstes musst du vergessen, dass ich Schwarz bin,  
zweitens darfst du nie vergessen, dass ich Schwarz bin.

Von Pia Chojnacki

Willst du mit mir befreundet sein, dann frag mich nicht, ob Schwarze gut im Bett sind, exotisier mich nicht. Frag mich nicht, ob du meine Haare anfassen darfst, mit der Absicht etwas sehr Weiches, was in diesem Kontext gleich ist mit etwas Fremdem, zu ertasten. Frag mich nicht, wie dies und das und irgendwas bei UNS Schwarzen ist, denn egal womit diese Frage beginnt, sie ergibt sowieso keinen Sinn, und zielt auch meistens darauf ab, mich in Schubladen zu packen. Der einzige Unterschied, der echt besteht, ist, dass die Welt mich ganz klar anders sieht und die Welt für mich ne andre ist

Sag mir nicht, dass du gern meine Hautfarbe hättest, weil dir dann alles stehen würde und du jede Farbe tragen kannst. Meine Farbe ist Schwarz. Und das allein

macht mich zu einer Person am Rand einer Gesellschaft, deren Sozialisation stets darauf bedacht, dass Weiß im Gegensatz zu Schwarz alles kann, macht, schafft und darf

Sag mir nicht, dass es für dich ja kein Problem sei, dass Menschen auf der Bühne das N-Wort benutzen, weil Kunstfreiheit für dich offensichtlich einen höheren Wert hat als ich und mein Schmerz, ja!?

Sag mir nicht, dass du gern „unser“ Rhythmusgefühl hättest, denn WIR Schwarze könnten ja so gut tanzen und singen, IHR habt es im Blut. Denn wenn du sagst IHR, dann sagst du auch „Wir“ und da gehör ich dann nicht hin, da gehör ich dann nicht dazu und außerdem und by the way haben wir das gleiche Blut



hey, migrantifa!

Pia Chojnacki, *kurz*  
*„Pia“ (portugiesisch*  
*für Waschbecken),*  
*in erster Linie*  
*Mensch, in nächster*  
*Linie müde.*

Sag mir nicht, du würdest gerne mit mir tauschen, weil der Sonnenbrand dir dann erspart bliebe. Denn was deine Aussage ausspart, ist die Tatsache, dass ich zwar in der Sonne liegen kann, ohne große Sorgen um nen Sonnenbrand, doch liege ich zwischen Menschen, die mich da nicht liegen sehen wollen, zwischen Menschen, die mich mit ihren Blicken ersticken

I can't breathe

Sag mir nicht, dass du innerlich auch Schwarz bist, während du ohne Sorgen und Ängste durch die Stadt spazierst und dir und „deinen“ Leuten Tag für Tag nicht unendlich viel Scheiß passiert.

Sag mir einfach nicht, dass du gerne wärst, wie ich, weil du offensichtlich keinen Peil hast, wie heftig das oft ist. Überall die andere zu sein und anderswo die eine. DIE SCHWARZE.

Sag einfach mal gar nichts und hör mir einfach zu.

Es kotzt mich an, schon wieder in den Nachrichten vom Tod eines Schwarzen Menschen zu hören. Von der Ermordung einer Schwarzen Person, einfach nur weil sie Schwarz ist

Es kotzt mich an, mich schon wieder dafür zu rechtfertigen, dass das, was eben passiert ist, eben doch Rassismus war

Es kotzt mich an, dass mir schon wieder gesagt wurde, dass ich zu sensibel bin, zu emotional, wenn es um das Thema Rassismus geht

Es kotzt mich an, dass ich rassistische Situationen immer wieder als „das war vielleicht Zufall“ abtue, weil ich Angst vor der zweiten Viktimisierung habe, Angst davor, dass andere Menschen schon wieder sagen, es sei doch nicht so schlimm und ich würde übertreiben

Es kotzt mich an, wenn ich schon wieder gefragt werde, ob ich jetzt die Rassismuskeule schwingen muss

Es kotzt mich an, dass mein Bruder schon wieder nicht in den Club reingekommen ist, obwohl er sich extra ordentlich gekleidet hat. Schwarze Menschen in den Club nicht reinlassen, aber Schwarze Musik im Club hören, ja?

Es kotzt mich an, meinem Bruder erklären zu müssen, dass er sich der Polizei gegenüber respektvoll verhalten muss, obwohl er berechtigterweise unglaublich wütend ist, weil er immer wieder in gewaltvolle Kontrollen gerät, weil schon zwei Mal eine Waffe auf ihn gerichtet wurde

Es kotzt mich an, dass mein Bruder schon wieder mit dem N-Wort beschimpft wurde

Es kotzt mich an, schon wieder dafür belächelt zu werden, wenn ich sage, dass Deutschland endlich seine Kolonialgeschichte aufarbeiten muss

Es kotzt mich an, dass Weiße privilegierte Menschen schon wieder behaupten, dass Rassismus hier in Deutschland kein Problem sei

Es kotzt mich an, immer und immer und immer wieder Weiße Tränen und Weiße Zerbrechlichkeit ertragen zu müssen, wenn es um Rassismus geht

Es kotzt mich an, es macht mich wütend, es macht mich müde

Ich bin erschöpft

An die Weiße Person, die mit mir befreundet sein möchte:

Ich hab Antworten für dich, auf Fragen, die du niemals stelltest. Verlernen ist genauso wichtig wie lernen. Also verlerne, um zu lernen, sei mit mir und lebe dein Dagegensein, denn ich möchte, dass diese Geschichte endet, wie Märchen beginnen. Es war einmal vor langer Zeit, da gab es noch Rassismus

Schick mir nicht die ganze Zeit Sachen von Schwarzen Menschen, ich bin nicht nur schwarz

von schwarzen Freunden erzählen

Ich hör nicht auf darüber zu reden, also fang du bitte an darüber zu reden

Setz dich politisch ein

Also bitte, seid aufmerksam und werdet sauer <

# Agha Zamen

Als Kind in Teheran wurde unsere Autorin von den Erwachsenen vor allerlei Gefahren gewarnt – allem voran vor den Geflüchteten im Land.

Von Aida Bakhtiari

**A**ls Kind einer arbeitenden Mutter verbrachte ich meine Tage oft bei meiner Oma. Das Wohnhaus war unweit unseres und hatte – dank Agha Zamen – einen viel schöneren, weil grünen Garten. Dieser Alleskönner von einem Hausmeister, der sich um das Wohnhaus, die Nachbar\*innen, ihre Autos, Pflanzen, Tiere und schließlich auch um die Kinder, einschließlich mich und meinen Bruder kümmerte, lebt bis heute in einem winzig kleinen Zimmer neben der Garage und ist die Seele des vierstöckigen Wohnhauses.

Die ersten Abschnitte unseres Viertels wurden noch vor der islamischen Revolution gebaut und dienten den Architekten als Spielwiese für eine Neuinterpretation der US-amerikanischen Architektur und der davon verkörperten westlichen Werte. Hier zweigten von der Hauptstraße kleinere Straßen ab, von denen wiederum jeweils vier Sackgassen abgingen, die nur durch Fußwege miteinander verbunden waren. Der Schulbus hielt an der Hauptstraße, und ich musste an mehreren Gassen vorbei, bis ich das Wohnhaus am Ende der letzten Sackgasse erreichte – vorbei an großen metallischen Türen, die das Privatleben abschirmten.

Die Erwachsenen in meiner Umgebung – sei es zu Hause oder in der Schule – verpassten keine Gelegenheit, mich auf die Gefahren der Umgebung hinzuweisen. Auch der Nachhauseweg hatte eine eigene Gefahrenliste. „Du trödelst nicht. Du kommst sofort nach Hause vom Bus. Du gehst nicht in die Nähe von der Baustelle, geschweige denn bleibst du dort stehen und schaust zu. Generell schaust du niemanden an. Selbstverständlich redest du auch mit niemandem. Du machst die Tür nicht auf, wenn es klingelt. Du gehst nicht einmal schauen, wer klingelt. Es gibt Diebe. Und es gibt Männer, die Kinder klauen und als Lösegeld benutzen.“

Am Ende der Straße befand sich seit einigen Jahren eine Baustelle. Es sollte ein großes Wohnhaus mit

mehreren Einheiten werden und war nicht nur Schauplatz groß angelegter Bauvorhaben, sondern auch die Bühne für mein inneres Gefahrentheater. Die meisten der dort tätigen Bauarbeiter waren aus Afghanistan geflüchtet, und das prädestinierte sie als Schauspieler für meine Vorstellung. An Tagen mit wenig Trubel ging ich diese Strecke schneller. Alle Sinne auf Gefahren eingestellt, lauschte ich beim Vorbeigehen den Gesprächen oder erschrak vor den frisch gewaschenen, ordentlich aufgehängten Klamotten. An anderen Tagen, an denen Sondergeräte auf der Baustelle waren, beobachtete ich aus dem Augenwinkel, wie die von der Sonne gebräunten Männer, gezeichnet von verheilten Wunden, arbeiteten. Wie viele andere Geflüchtete, lebten sie auf der Baustelle. Ich traute mich erst abends beim Vorbeifahren mit dem Auto genauer hinzusehen, wie sie Feuer machten. Ihre Schatten auf schlecht befestigten Plastikplanen. Ich fragte mich, wie das Leben wäre. Wie das Leben als geklautes Kind wäre.





## hey, migrantifa!

Hinter dem Wohnhaus erstreckten sich großflächige Akazienfelder, gefolgt von Maulbeerefeldern, die wiederum direkt an die Autobahn grenzten. Die Felder dienten vielen Menschen als Obdach und waren sicher Zeuge von allerart Ereignissen, die einmal zur Entstehung der Gefahrenliste beigetragen hatten. Doch die Straße galt als sicherer als die Felder, vor allem, weil sich ein Konsulat direkt vor der vierten Sackgasse befand. Dieses wurde meist von einem gelangweilten Soldaten in einer Kabine aus Glas überwacht. Die Soldaten riefen mir auf dem Heimweg oft etwas hinterher oder pressten beim Blickkontakt die Lippen zu Kussbewegungen zusammen und machten extra laute Kussgeräusche. Davor hatte mich zwar niemand gewarnt, aber das Phänomen war mir bereits bekannt. Warum es das nicht auf die Liste der erwähnenswerten

Gefahren geschafft hatte, blieb mir damals ein Rätsel – gut hat es sich jedenfalls nie angefühlt.

An einem Herbsttag, als ich mit meinem Basketball dribbelnd aus dem Schulbus ausgestiegen war, kurz vor der ersten Gasse, näherte sich mir ein kleiner Mann. Links von mir war die Wand, also nahm ich den Ball in die Hand, damit er mich rechts überholen konnte. Seine Schuhe waren alt, aber frisch geputzt. Schwarzer Pulli mit Mustern aus den 80ern – heute sicher teure Secondhand-Ware. Starker Zigarettengeruch.

„Bebakhshid Dokhtar khanoom?“ (schuldige Fräulein?), sagte er fragend, und ich wusste: Dieser Ton versprach kein kurzes Gespräch. Kein Akzent zu erkennen.

- Sie spielen Basketball?

- Ja

- Und das ist Ihr Ball?

- Ja

Sein Pulli drückt mich nach links, gleich kommt die Abzweigung. Ich versuche Zeit zu gewinnen. Warum gab es nicht Gefahrenbegegnungs-Strategien auf der Liste! Die eine Sackgasse muss ich noch überstehen. Aber wie?

- In welche Klasse gehen Sie?

- Fünfte., Schule macht mir wirklich sehr viel Spaß ...

- Aha toll! ...

- Ich habe Sie schon öfters hier gesehen ...

Stille

- Nein.

- Nein?

Meine Kevin-allein-zu-Haus-Künste waren schlagartig erschöpft, ich wurde schneller.

- Nein, ich werde nicht mit Ihnen reden.

Da griff seine linke Hand meinen rechten Oberarm. Das ist Next Level, denke ich.

- Aber, warum?

Ich versuchte, mich dezent, aber vergeblich, loszureißen. Er versuchte mich zu beruhigen und hielt mich fest.

- Ich tu dir doch nichts!

Ich holte tief Luft und setzte zu einem Schrei an. Noch bevor seine rechte Hand rechtzeitig meinen Mund zuhalten konnte, biss ich ihn und schrie laut um Hilfe. Schwarze Augenringe, schwarze Haare, Schnurrbart, dünnes Gesicht. Sicher ein Iraner. Die Bauarbeiter schauten aus den unbebauten Fenstern hinaus. Eine Person sprang bereits auf die Straße und rief dem Mann zu, er solle loslassen. Irritiert von den Bauarbeitern, ließ der Mann los. Ich rannte. Vorbei an dem nutzlosen, reglosen Soldaten, rannte ich. Es ging bergab, ich fühlte meine Beine nicht.

Da stand Agha Zamen in der Garage. Zitternd erzählte ich: „Ein Mann wollte mir ... hat meinen Arm ...“ Wie vom Blitz getroffen rannte er los. Erst dann fing ich an zu weinen. Keine 15 Minuten später – meine Hände zitterten noch – wurde ich wieder auf die Straße geholt. „Ist das der Mann?“, fragten sie und zeigten ihn mir, im Auto sitzend. Die Arbeiter, Agha Zamen und der Architekt der Baustelle hatten den Mann bis zur Autobahn verfolgt – eine Gruppe über die Akazienfelder, die anderen mit dem Auto. Es muss ein extremer Zufall gewesen sein, dass sie ihn gefasst hatten. Die Afghanen hatten sich selbst in Gefahr begeben, um

mir zu helfen und um Unrecht zu verhindern. Nun führen sie ihn, zwischen zwei Männern eingeklemmt, in einem blauen Nissan Junior – SAIPA Z24 zur Polizeistation.

Mein Onkel, meine Oma und ich führen hinterher. Agha Zamen sollte nicht mitkommen – wahrscheinlich hatte er zu der Zeit noch keine gültigen Papiere. In der Polizeistation kam mein Vater dazu. Er fragte kurz nach mir, ging dann zum Polizisten, überreichte ihm einen Stapel Geldscheine – sicher nicht so viel wert, wie es sich anhört – und sagte: „Lass mich ihn sehen.“ Kurz darauf hörte ich den Mann in der Zelle nebenan schreien.

Später am Abend, wollte mein Vater sich bei den Bauarbeitern bedanken. Ich flehte ihn an, mich mitzunehmen. Ich müsste mich doch bei den Männern für meine Vorurteile entschuldigen. Doch ich durfte nicht mit und sollte stattdessen meine Hausaufgaben machen – die, wie ich dachte, vor allem darin bestanden, die Gefahrenliste gründlich zu überarbeiten.<

## Nachtrag

*Bis heute sind Afghan\*innen im Iran massiver Fremdenfeindlichkeit und strukturellem Rassismus ausgesetzt. Erst seit 2021 wurde ihnen formeller Zugang zum Bildungssystem gewährt – dieser bleibt jedoch weiterhin durch administrative und soziale Hürden stark eingeschränkt. Viele leben unter prekären Bedingungen in der Illegalität und sind gezwungen, menschenunwürdige Arbeitsverhältnisse in der Schattenwirtschaft zu akzeptieren. Der Zugang zu einer Arbeitserlaubnis sowie zu medizinischer Versorgung ist erheblich eingeschränkt. Eine Beantragung der Staatsbürgerschaft ist bis heute nicht möglich. Geflüchteten wird zudem eine erböhte Neigung zu Kriminalität zugeschrieben – ein klassischer Fall sozialer Zuschreibung und Stigmatisierung. Eine Analyse bereinigter empirischer Daten zeigt jedoch, dass diese Personen kein signifikant höheres Maß an Gewaltbereitschaft als andere Bevölkerungsgruppen aufweisen.*

**Aida Bakhtiari** ist mit 15 Jahren von Teheran, Iran nach Erding, Deutschland ausgewandert. Sie lebt und arbeitet als Medienkünstlerin und Medienpädagogin in München.







# Weißer Märchenstunde

An der Berliner Volksbühne ist derzeit das Stück *Weißer Witwe* der jungen Wiener Filmemacherin Kurdwin Ayub zu sehen. Ein provozierendes Stück Theater, das mit Klischees von Orient à la „1001 Nacht“ und Erotik heftig operiert und in dem starke muslimische Frauen, gespielt unter anderem von der sehr authentischen Berliner Rapperin addeN, in einem islamischen Europa das Sagen haben. Soweit die Utopie. Aber es dauert nicht lange, und schon erklimmen die erwartbaren weißen, alten Männer die Weltbühne, um die Geschichte erneut zu übernehmen und zu dominieren. Ein Stoff, wie geschaffen für diese *Hinterland* Ausgabe. Wir baten Kurdwin Ayub uns drei Fragen zu beantworten ...



Foto: Stefan Fuertbauer

## Weißer Witwe

von Kurdwin Ayub  
Mit:

Georg Friedrich,  
addeN, Samirah  
Breuer, Benny  
Claessens, Zarah  
Kofler & Tanzchor  
SC Motion\*s

Text & Regie:

Kurdwin Ayub

Bühne & Kostüme:

Nina von Mechow

Choreographie:

Camilla Schielin

Licht:

Denise Potratz

Dramaturgie:

Leonie Hahn,

Anna Heesen

In deinem Stück verarbeitest du unter anderem auch eigene Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung im Kunst- & Filmbetrieb. Welche wiederkehrenden Verhaltensweisen und Reaktionen kotzen dich besonders an?

*Wenn mir Europäer sagen, was ich als Regisseurin mit Migrationshintergrund über Migration oder meine Kultur nicht erzählen darf, damit es unter dem weißen Blick „verträglich“ bleibt, dann trifft mich das hart. Ich bin in einem eher rechts geprägten Randbezirk aufgewachsen, und habe mich später in meiner linken Kulturbubble so aufgehoben gefühlt. Aber inzwischen merke ich, dass es auch dort Rassismus gibt. Ich verstehe schon, wenn Menschen sensibel und achtsam sein wollen,*

*damit sich niemand verletzt fühlt. Das ist eh auch cool. Aber manchmal kippt das, dann wird es bevorzugend, paternalistisch. Ein Beispiel: Ein Kinokurator wollte meinen Film nicht zeigen, weil er meinte, sein „weißes“ Publikum hätte kein Recht, über die Probleme von Migrant\*innen nachzudenken oder Einsichten zu gewinnen. Das ging mir dann doch zu weit.*

In der *Weißer Witwe* erzählen uns weiße, alte Männer die Welt. Sie erklären und interpretieren und übernehmen schnell wieder das Ruder. Das passiert jungen, migrantischen Personen besonders häufig. Hast du für uns ein paar Tipps für funktionierende Gegenstrategien?

*Eigentlich hab' ich keine Tipps. Ich verarbeite, was ich fühle. Ich versuche das Publikum wachzurütteln, gerade mit dem, was man nicht von mir erwartet. Mal bin ich lustig, mal wütend, mal kritisch, mal provokant oder sensibel. Ich weiß nicht, was der beste Weg ist. Vielleicht geht es gar nicht um den einen Weg. Vielleicht sollten Menschen einfach mutiger sein. Sich nicht aus Angst vor den Erwartungen oder Urteilen anderer einschränken.*

Du mixt wild orientalische Klischees mit TikTok-Clips und Erotik. Hat dieses Herangehen etwas Befreiendes?

*Ich glaube, ich habe mir von genug europäischen Kulturmenschen anhören müssen, was ich nicht erzählen darf, weil es „ein Klischee“ sein könnte. Das bedeutet: Wenn ich über meine Kultur spreche, darf ich nicht so frei erzählen wie ein Europäer über seine. Wenn ich eine Geschichte erzähle, dann soll sie so sein, wie weiße Kulturmenschen sie gern sehen, sauber, reflektiert, klischeefrei. Dabei haben genau sie jahrzehntelang Klischees über Menschen wie mich verbreitet.*

*Meine Meinung ist: Ich darf. Ich darf überzeichnen, übertreiben, bis es wehtut. Nicht ich habe aus mir ein Klischee gemacht – das war der Westen. Und genau deshalb eigne ich mir diese Bilder an. Ich mache sie mir zu eigen, breche sie auf – manchmal mit Freude, manchmal mit Wut, aber immer mit großer Lust daran, mich darüber lustig zu machen.<*

Die Fragen formulierte  
Matthias Weinzierl



# Solidarität macht den Unterschied

Masha\*, Aktivistin aus Belarus, die nach der gefälschten Präsidentschaftswahl 2020 im Gefängnis landete, kurz darauf freikam und sofort das Land verlassen musste, berichtet hier, warum Solidarität in der Gesellschaft sowie soziale Netzwerke und Graswurzel-Initiativen für Menschen auf der Flucht entscheidend sind und laufend erfolgen sollten.

Hello. In den vergangenen sieben Jahren wechselte ich fünfmal meinen Wohnsitz zwischen verschiedenen Ländern. Nicht alle Wechsel geschahen freiwillig. Doch wegen dieser guten oder unschönen Erfahrungen erwarb ich einige Fähigkeiten, mich an dem jeweils neuen Ort nicht völlig verloren zu fühlen, was mir auf meiner letzten Flucht, nämlich der nach Deutschland, deutlich half. Meine Geschichte ist nicht so voller Härten wie die Berichte vieler anderer Menschen, die auf der Flucht sind. Vielleicht weil ich Glück hatte oder möglicherweise hatte ich an einem bestimmten Punkt meines Lebens entschieden, mehr Energie in soziale Kontakte zu investieren, die sich später auszahlten. Daher handelt meine Geschichte hier nicht so sehr von harten Erfahrungen, die ich in Deutschland gerade erlebe oder gemacht habe. Vielmehr möchte ich einige Gedanken über die Bedeutung und Verantwortung der Gesellschaft teilen und wie das tatsächlich einen Unterschied für das Leben von Menschen macht, die gerade unterwegs sind.

Um meinen Fall etwas besser zu verstehen sowie meine Perspektive, aus der ich spreche, möchte ich meinen Hintergrund erläutern. Ursprünglich komme ich aus Belarus. Diesem Land mitten in Europa, das ein hervorragendes Beispiel für (als ob es aus einem Buch stammt) einen autoritären Staat und einer rückschrittliche Demokratie ist. 2020 nach der gefälschten Präsidentschaftswahl gab es zahlreiche Repressionen gegen Menschen, die mit dieser offiziellen Politik nicht einverstanden waren und friedvoll dagegen protestierten. Und das läuft bis heute so. Menschenrechte und die Verfassung des Landes zu verletzen gab es in Belarus immer schon, aber nun erreichte dieser Zustand seinen Höhepunkt. Ich hatte an den Protesten teilgenommen, wurde inhaftiert,

freigelassen und dachte nicht, dass dort zu bleiben für mich sicher sei. Im August 2020 floh ich aus Belarus. Da ich kein EU-Visum hatte, landete ich in Russland. Von dort ging ich 2022 zu Beginn des Ukrainekriegs nach Georgien, da ich Russland nicht durch meine Steuerabgaben unterstützen wollte. Georgien blieb die einzige Option, denn alle Flüge ins Ausland verteuerten sich enorm – und dorthin konnten wir mit dem Auto fahren. Diesem Land, das mich aufnahm und mir ein Jahr Ruhe und Frieden schenkte, bin ich so dankbar. Mein Herz bricht, wenn ich sehe, wie Georgien in die Arme Russlands schlittert und nicht länger ein sicherer Ort für Aktivist\*innen ist.

## Abläufe, die an den Nerven zerren

Ich hatte das Glück, 2021 an einem von einer Gruppe organisiertem Projekt teilzunehmen, die heute meine Arbeitgeber\*in ist. Diese wunderbaren Menschen aus Deutschland mochten mich, mochten die Dinge, die ich tat und waren bereit, einige Anstrengungen auf sich zu nehmen, um mich nach Deutschland zu bringen. Und dann begann ein Jahr psychischer Folter. Um eine deutsche Arbeitserlaubnis von Georgien aus zu erhalten, benötigt die jeweilige Person eine Aufenthaltserlaubnis, einen Mietvertrag und ein nachweisbares regelmäßiges Einkommen. Dazu muss ich sagen, dass ich nur ein paar Menschen aus Belarus kenne, die so „privilegiert“ waren, wie die Deutsche Botschaft es verlangte. Belarus\*innen benötigen weder Visum noch Aufenthaltsgenehmigung, um in Georgien zu sein. Einige der Aktivist\*innen mussten unverzüglich aus Belarus fliehen, nur mit einem Rucksack und ohne Geld. Welcher Mietvertrag also? Welche Nachweise eines sicheren Einkommens? Die einzige Ausnahme, die deutsche Behörden machten, war der Antrag auf

ein humanitäres Visum. Um das zu beantragen, braucht man keine Aufenthaltserlaubnis. Aber du musst ewig darauf warten, dann zur Anhörung gehen – und nach einer langen Zeit des Wartens etwas Ähnliches hören, wie: „Okay, danke für den Antrag, aber Ihre Chancen sind wirklich nicht groß!“ Um dann nach nochmaligem Warten schließlich abgelehnt zu werden. Einige Menschen haben mehr Glück, aber sie müssen äußerst demütigende Verfahren durchlaufen und zu beweisen versuchen, dass sie sich wirklich in Lebensgefahr befinden. Sowie, dass es tatsächlich nicht sicher für sie ist, zurück nach Georgien zu gehen oder eben dort zu bleiben. Und wenn es gerade zu 90 Prozent nicht sicher ist statt zu 100 Prozent, dann entspricht man nicht wirklich den Anforderungen. Und wenn ich von Glück spreche, dann meine ich damit, die Chance zu erhalten nach Deutschland zu kommen und in Stade zu leben, irgendwo mitten im Nirgendwo ohne eine Arbeitserlaubnis.

Also ich war eine der Privilegierten, da ich eine Aufenthaltserlaubnis hatte sowie einen Job und einen Mietvertrag, wofür ich meinen 93-jährigen Vermieter zum Gericht in Tiflis bringen musste. Aber dann mussten meine deutschen Kolleg\*innen Tonnen an Papier zusammentragen, um nachzuweisen, dass ich auch eine gute und anständige Person bin und fit genug, um mit ihnen zu arbeiten. Ich musste Berge von Papier senden, um zu belegen, dass meine Bildung gut genug für Deutschland ist. Und das alles, um in einer Nicht-Regierungs-Organisation (NGO) in außerschulischer Bildung tätig zu sein. Dieses Jahr, das ich „wie auf heißen Kohlen“ saß und ständig auf Antwort wartete, war äußerst frustrierend. Georgien wurde immer unsicherer, mein unklarer Status und der weiter andauernde Krieg in der Ukraine – dort lebt die Hälfte meiner Familie – kostete mich die letzten Nerven. Aber meine zukünftigen Kolleg\*innen gaben mich nicht auf, als ich schon drauf und dran war, mich selbst aufzugeben. Und schließlich erhielt ich das Visum!

### Freundliche Begleitung reduziert den Stress

In Deutschland anzukommen war schrecklich, denn ich wusste aus der Erfahrung anderer Freund\*innen, dass alle Verfahren viel zu lange dauern. Um Terminvereinbarungen zu treffen, muss man sich stundenlang auf den entsprechenden Websites aufhalten. Deshalb machte ich bereits von Georgien aus einen Termin für meine Anmeldebescheinigung. Hier in Deutschland landete ich in einem Hausprojekt mit 17 Menschen – für mich eine völlig neue Erfahrung. Doch sehr schnell begann ich die Vorteile zu schätzen, die

Solidarität und eine Gemeinschaft bieten. Bei all den bürokratischen Abläufen bestanden die Mitbewohner\*innen darauf, mich zu begleiten und mich zu unterstützen. Es geht nicht nur um die Sprache, sagten sie, es geht auch um den psychischen Druck, den sie dir gegenüber in diesen Behörden aufbauen und es ist angenehm ein freundliches Gesicht in solchen Momenten wahrzunehmen. Meine Mitbewohner\*innen hatten völlig recht.

Die Menschen in der Anmeldebehörde sprachen kein einziges Wort Englisch. Und ich kann es teilweise verstehen, da das ja kein Ort nur für Ausländer ist wie etwa die Ausländerbehörde. Aber sie sprachen nicht nur kein Englisch, sie sprachen auch nicht wirklich Hochdeutsch, sodass sogar die deutsche Person, die mich begleitete, Schwierigkeiten hatte zu verstehen, was die Angestellten dort sagten. Ich kann mir nur vorstellen, wie stressig es für Menschen ist, die auf diese Ämter allein gehen und nur Englisch oder ihre Muttersprache beherrschen. Ich weiß nicht, ob bei anderen Terminen, bei denen mich ebenfalls meine Mitbewohner\*innen begleiteten, die Dinge anders gelaufen wären, wenn ich allein hingegangen wäre. Aber sicher kann ich sagen, dass ich in Begleitung deutlich weniger gestresst war und mich viel willkommener gefühlt habe.

Ich weiß auch sehr wohl, dass ich als weiße Europäerin meist überall automatisch in eher freundlicher Art und Weise angesprochen werde. Im Gegensatz dazu erlebe ich manchmal Situationen, wenn beispielsweise eine nicht-weiße und nicht deutsche Person in ein Café kommt, um etwas zu bestellen. Diesen Menschen tritt man oft ohne Respekt und angemessener Achtung gegenüber. Oder – ein anderes Beispiel – wenn ich von Tschechien im Zug zurück nach Deutschland fahre, wird mein Reisepass so gut wie nie überprüft, während einige Menschen mit dunkler Hautfarbe, die in meiner Nähe sitzen, kontrolliert werden. In solchen Momenten habe ich fast den Drang auch meinen Ausweis zu zeigen, denn das ist so unfair, auch wenn ich als Person aus Belarus bei jeder Grenzkontrolle total verängstigt bin.

Ich stelle fest, dass weiß zu sein, ein Arbeitsvisum zu haben, dazu sehr unterstützende Kolleg\*innen, die mich nach Deutschland brachten und nicht zuletzt ein Haus voll unterstützender Menschen mir eine sehr privilegierte Position verschaffen. Ich bin sehr dankbar, dass ich diese Chance erhalten habe. Die Rolle der Gemeinschaft hier in meinem Fall ist sehr groß. Und damit will ich diejenigen ermutigen, die bis zum Ende meiner Geschichte durchhalten. Deine kleinste Hilfe

*\*Der Name der Autorin ist der Redaktion bekannt. Aus nachvollziehbaren Sicherheitsgründen möchte Masha anonym bleiben.*

und Unterstützung jener Menschen, die sich gerade auf dem Weg, auf der Flucht befinden, ist sehr wichtig. Es ist dabei egal, ob du sie gerade begleitest, um sie psychisch zu unterstützen oder eine rechtliche Beratung anbietest oder ihnen hilfst, Termine bei Behörden auszumachen oder für sie bei einem Arzttermin übersetzt. Das braucht Zeit und Engagement und ganz sicherlich eine Menge emotionale Arbeit. Manchmal könnte die Unterstützung für Wochen und Monate benötigt werden – in einigen Fällen dauert sie für immer. Doch das zählt und das macht den Unterschied! Sich auf NGOs zu verlassen, die Menschen beim Migrieren unterstützen, reicht nicht. Es braucht mehr Graswurzel-Hilfe, mehr Initiative. Als ich in Deutschland ankam und ein Bankkonto eröffnen musste (was ein weiteres Privileg ist, nicht jede\*r hat die Möglichkeit), bemerkte ich, dass der Bankangestellte, der Ukrainisch spricht, für zwei Wochen in Urlaub war. Deshalb bat die Bank um Verständnis und bat grundsätzlich Menschen, die Ukrainisch sprechen, mit ihren Anliegen so lange zu warten, bis dieser Angestellte zurück sei. Da ich die ukrainische Sprache beherrsche, bot ich für diese Zeit an auszuhelfen und informierte den Bankangestellten, dass ich jederzeit freiwillig übersetzen könne und kein Geld für diese Hilfe benötige. Ich wurde nie deswegen kontaktiert und als ich an mein Angebot per E-Mail erinnerte, wurde mir ein Link gesendet, um mich an der Bank für einen Job zu bewerben. Sie gingen völlig am Thema vorbei! Klar verstehe ich, dass man mit einer Menge sensibler Daten in der Bank arbeitet, wenn man übersetzt, aber zumindest habe ich es versucht.

Die Solidarität mit Menschen auf der Flucht ist entscheidend und sollte laufend erfolgen. Dem Staat fehlen die Kapazitäten jeden Fall als besonderen zu sehen mit einem individuellen Ansatz. Aber manchmal schaffst DU das. Und klar kannst du nicht jede\*n retten und natürlich hast du auch keine unbegrenzten Ressourcen. Aber wenn du welche hast – lohnt es sich, sich anzustrengen für Menschen auf der Flucht. In dem Buch: „Our Women On The Ground“, ein mutiger und ungewöhnlicher Essayband von 19 arabischen Journalistinnen schreibt die syrische Journalistin Nour Malas: „See you back in the homeland,“ sagen wir manchmal anstatt Auf Wiedersehen, und sind gegenseitig nicht bereit ein Datum zu nennen oder zu definieren, was das überhaupt bedeutet.“ Sein Zuhause zu verlieren ist etwas, das niemand jemals erleben sollte. Doch dann kann gesellschaftlicher Zusammenhalt eine wichtige Quelle der Unterstützung sein!

*Übersetzt von Christine Wolfrum*

# Daána

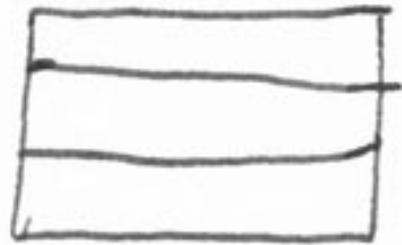
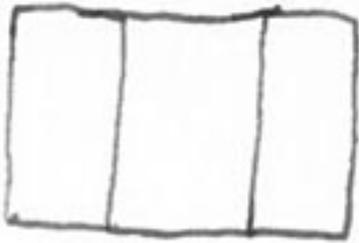
Eine visuelle Suche nach Heimat

von Rafiou Bayor



hey, migrantifa!





hey, migrantifa!



hey, migrantifa!



hey, migrantifa!





hey, migrantifa!





hey, migrantifa!

## Eine visuelle Suche nach Heimat

*Mein Arbeit thematisiert Erfahrungen und Aspekte meines Lebens als postmigrantische Person mit Wurzeln in Togo. Ich möchte die Herausforderungen teilen, die ich erlebt habe – insbesondere die Schwierigkeit, den Begriff „Heimat“ klar für mich zu definieren.*

*Durch eigene Illustrationen, Fotografien und Momentaufnahmen beziehe ich visuelle Elemente ein, um meine Erfahrungen zu reflektieren und auf eine abstrakte Ebene zu heben.*

*Ich finde es wichtig, sich mit den eigenen Wurzeln auseinanderzusetzen, um die eigene Identität und Herkunft besser verstehen und wertschätzen zu können.*

**Rafiou Bayor**

*Betreuung:*

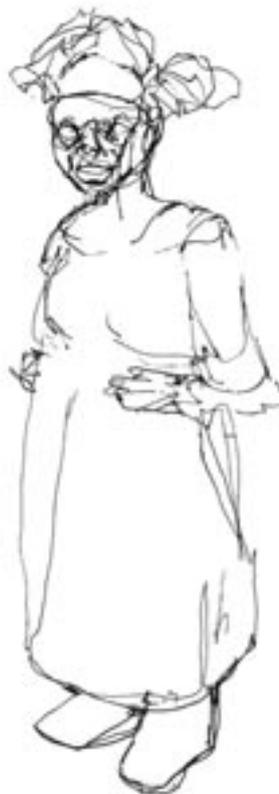
Xuyen Dam

*Fotografie:*

Monika Raščiūtė

*Unterstützung:*

Samira Lucas, Monika Rasciute, Jelena Vučić



*Rafiou Bayor ist ein Designer und Künstler mit westafrikanischen Wurzeln.*

# Deutschland lädt ... bitte nicht ausschalten!

Die Geschichte von Professor Al-Ghourani – Künstliche Intelligenz im Dreibettzimmer  
Von Amhad Alghorani.

Professor Al-Ghourani floh nicht aus Syrien, weil er die Sonne nicht mochte, sondern weil seine Ideen zu groß waren, um hinter Sanktionen, Stromausfällen und kaputten Servern zu verkümmern.

Im Koffer: ein Kopf voller KI-Algorithmen.

Am Ziel: Deutschland, das Land von Forschung, Präzision und Formularen.

In Syrien war nicht das Gehirn das Problem, sondern der Zugang zu Technologie.

Prozessoren? Gesperrt. Softwarelizenzen? Verboten.

Sogar ein Online-Kurs in Machine Learning musste per VPN geschmuggelt werden.

Die Sanktionen trafen nicht nur das Regime, sondern auch den Fortschritt.

In Deutschland angekommen, wartete die erste Innovation:

Ein Dreibettzimmer mit Gemeinschaftsbad und Schnarchkonzerten.

Tagsüber teilte man sich die Kaffeemaschine, nachts die Verzweiflung.

Al-Ghourani sagte optimistisch zum Sozialarbeiter:



„Ich bin KI-Experte. Ich kann sofort anfangen.“

Der Mitarbeiter lächelte bürokratisch zurück:

## hey, migrantifa!

„Ja, aber zuerst brauchen wir die Aufenthaltserlaubnis.“

Dann begann der wahre Algorithmus:

Warten auf Aufenthalt.

Warten auf Arbeitserlaubnis.

Warten auf BAMF.

Warten auf Jobcenter.

Warten auf einen Brief, der einem sagt, dass man noch warten muss.

Zwei Jahre vergingen. In denen er nicht forschte, sondern Formulare studierte.

Doch während andere Serien schauten, entwickelte er im Kopf sein Meisterwerk:

### Ahmad Alghorani

*Geboren in Syrien,  
aber ohne feste  
Zugehörigkeit – ich  
fühle mich überall  
ein wenig zu Hause.  
Kulturen bereichern  
mich, und meine  
Neugier ist grenzen-  
los. Ich bin ein  
Mensch, der sich un-  
gerne in gesellschaft-  
liche Schubladen  
stecken lässt. Ich  
glaube daran: Ein  
Mensch ist viel mehr,  
als er selbst denkt.  
Mein Motto? Kunst  
aus Chaos.*

Ein KI-System, das den deutschen Verwaltungsapparat rebooten könnte.

Die Idee:

Ein zentrales, sicheres System, das

- Dokumente analysiert,
- Anträge verknüpft,
- Erinnerungen versendet,
- Briefe automatisch formuliert

– und dabei genauso unknackbar ist wie Bitcoin.

Einmal hochgeladen, könnte ein Sachbearbeiter mit einem Klick die gesamte Historie eines Falls überblicken – ganz ohne das ewige „Bitte senden Sie uns erneut ...“.

Effizienz statt Endlosschleife.

Aber: Auch diese Innovation brauchte ... einen Termin.

Und vielleicht eine Übersetzung seines Lebenslaufs – vom Deutschen ins Bürokratisch-Deutsche.

Als er schließlich die Aufenthaltserlaubnis bekam, dachte er: „Jetzt geht’s los!“

Doch die Realität hieß: keine Wohnung, kein Netzwerk, keine Berufserfahrung „in Deutschland“.

Die Firmen fragten höflich, aber bestimmt:

„Haben Sie bereits in Deutschland gearbeitet?“

Antwort: „Nein, ich habe im Heim auf Termine gewartet.“

So kam die nächste Innovation: Ein Dönerladen.

Aber kein normaler – ein intelligenter.

Eine App sollte auf Basis von Geschmack und Stimmung die perfekte Sauce vorschlagen.

Doch auch hier: Bürokratie.

Datenschutz. Gewerbeerlaubnis. Hygieneprüfung.

Nach sechs Wochen Papierkrieg landete die Idee in der Tonne.

Heute füllen die Kunden Bestellzettel mit Kugelschreiber aus.

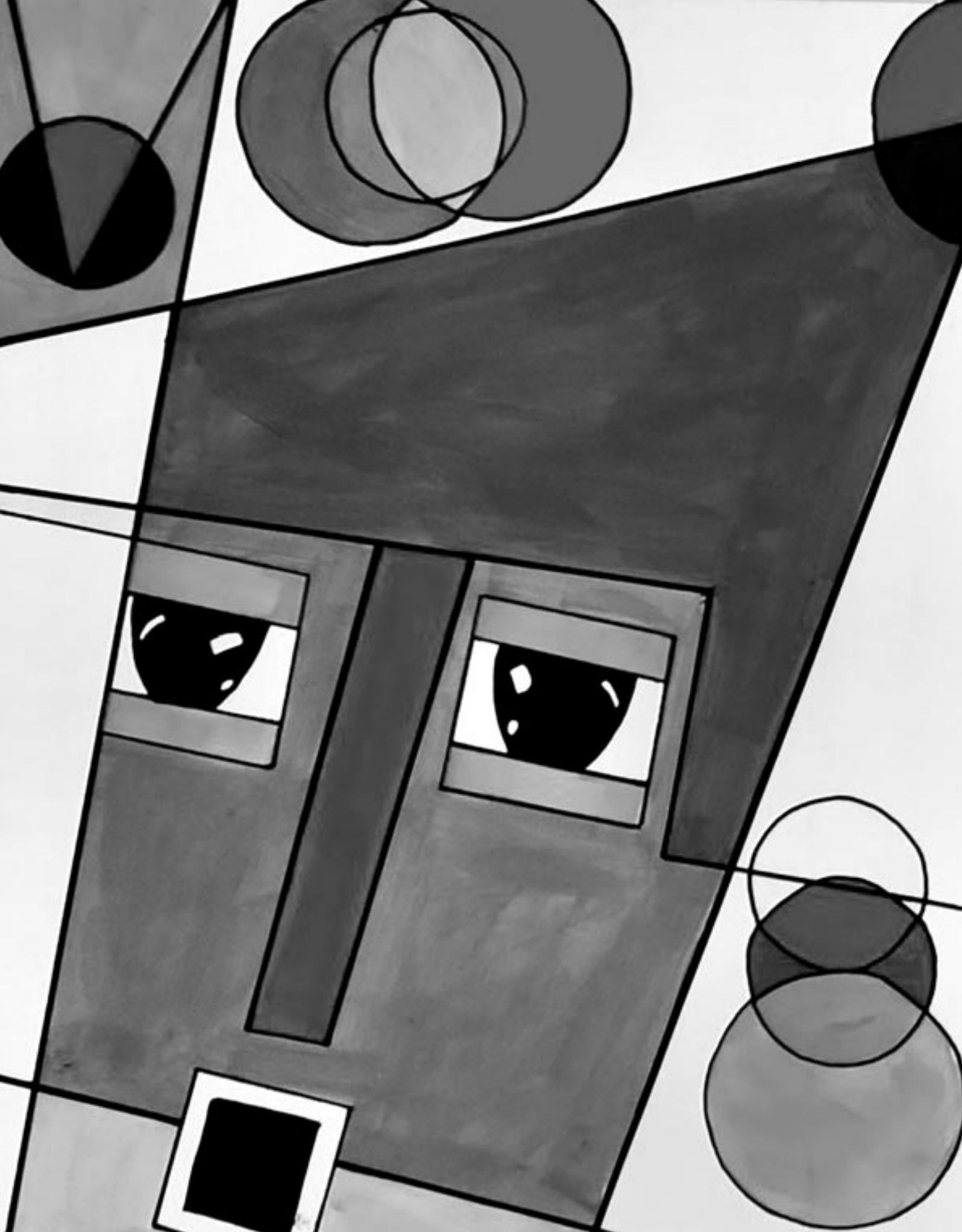
Und Al-Ghourani lächelt, während er fragt: „Mit scharf oder ohne?“

Doch innerlich fragt er:

Wie viele Professoren, Entwickler und Genies warten gerade in einem Zimmer mit drei Betten – und könnten das System revolutionieren?

Wenn man sie denn ließe.<





# Zu-recht-geweißt & schöngeredet: Euer Märchen vom plötzlichen Rechtsruck

Das ganze Land fragt sich, wie es Rassist\*innen und Rechtsradikale ins Parlament schaffen konnten – und will mit all dem nichts zu tun haben. Dabei täte es den *weißen* Mitmenschen der Autorin gut, endlich einmal in den Spiegel zu blicken, um sich selbst zu erkennen.

Von Pia Chojnacki

Liebe *weiße* Mitmenschen,

nach der Wahl wurde es in der *weißen* Dominanzgesellschaft unruhig. Eure Angst vor dem plötzlichen Rechtsruck ist spürbar. Stimmen, die fordern, man müsse „etwas dagegen unternehmen“, werden immer lauter – nur überschattet von eurer verwunderten Frage nach dem Wie. Wie konnte es so weit kommen?

Doch nach der Wahl ist für mich vor der Wahl. Ich hatte schon immer Angst – und ich werde immer wütender. Angst, weil ich Schwarz bin, und Wut über Eure ignorante Fassungslosigkeit. Die Ignoranz *weißer* Menschen, die sich exakt diese Frage stellen, bildet den Nährboden für das, was Ihr „Rechtsruck“ nennt. Doch dieser Rechtsruck war nie ein Ruck! Er ist eher ein Rechtswandel, ein leises Verschieben, ein kontinuierliches Wegrutschen – ermöglicht durch Wegschauen, Nicht-wissen-wollen und ein Selbstbild, das sich um jeden Preis aufrechterhalten will.

**Happyland:  
Eintritt frei, Verantwortung ausgeschlossen**

Liebe weiße Mitmenschen, willkommen in Happyland. Tupoka Ogette prägte in ihrem Buch *exit RACISM* den Begriff „Happyland“ für genau diesen Zustand der Ignoranz. Ein Ort, an dem Nicht-Auseinandersetzung mit Rassismus großgeschrieben wird, an dem der Begriff an sich gemieden wird, denn er löst Unbehagen aus. So spricht man in Happyland lieber von „Fremdenfeindlichkeit“, nennt Vorfälle „Einzelfälle“ oder Betroffene „überempfindlich“.

Die Bewohner\*innen? Moralisch vermeintlich auf der richtigen Seite, unberührt und empört. Rassismus? Ein Relikt in Schwarz-Weiß – falsch, aber längst vorbei. Kolonialismus? Ein kurzes Unterkapitel im Geschichtsbuch – zugeschlagen, verstaubt, vergessen. Rechtsruck? Ein Schock von außen. Ein rätselhaftes Phänomen. Rassismus wird als das Problem der anderen betrachtet – der AfD, der Vergangenheit, der

Ungebildeten, der Bösen. Er ist offensichtlich, intentional und stets mit böser Absicht. Die Menschen in Happyland wissen, dass Rassismus etwas Schlechtes ist und dass sie damit nichts zu tun haben, finden sie gut. Überzeugte Nicht-Rassist\*innen, stets darauf bedacht, Rassismus zu vermeiden, anstatt ihn zu verstehen.

### Bunt nach außen, blind nach innen

Die Bewohner\*innen Happylands halten sich für welt-offen, tolerant und divers. Sie kleben sich „Happyland ist bunt“-Sticker ans Fenster und gehen demonstrieren – natürlich „gegen Rechts“ und „gegen die AfD“. Auf dem Nachhauseweg wundern sie sich dann, was der Schwarze Mann im Treppenhaus wohl im Schilde führen mag. Beim Abendessen erzählen sie stolz von ihrer Teilnahme an der Demo – fast so, als hätten sie die Welt gerettet – und erwähnen dabei erneut den „fremden“ Schwarzen Mann: „Ich bin ja nicht rassistisch, aber ich habe etwas gegen Männer, die herkommen und unsere Frauen vergewaltigen.“ Es ist erstaunlich, dass einfach nicht verstanden werden will, dass sexualisierte Gewalt kein importiertes, sondern ein männliches Problem ist.

Es gibt auch Bewohner\*innen in Happyland, die ganz links leben. Sie sind sich der Existenz Happylands durchaus in Teilen bewusst, deswegen treffen sie sich jeden Donnerstag zum Plenum – neben der AfD ist Kapitalismus für sie die Wurzel allen Übels. Zwischen vorgetäuschter Armut und Kritik an Eigentum fällt hier und da ein Zitat von Marx. „Kein Mensch ist illegal“-Shirts und 8-Euro-Bio-Sandwiches begleiten Diskussionen darüber, dass Umweltschutz eine Frage des individuellen Konsums sei.

Einige bedauern gelegentlich, wie schade es doch sei, dass ihr Stammtisch nicht diverser ist. Die meisten denken allerdings nicht einmal darüber nach, warum eigentlich kaum „andere“ Menschen teilnehmen. Wenn dann doch einmal ein Schwarzer Gast eingeladen wird, dann nicht, um zu sprechen, sondern als Beweis, dass man nicht so ist wie die anderen Bewohner\*innen Happylands. Ein Diversity-Sticker für das moralische Sammelalbum.

Zwischen Menschen mit Locs und Männern mit lackierten Fingernägeln wird rassifizierten Menschen dann erklärt, was Rassismus wirklich bedeutet – die Bewohner\*innen von Happyland haben schließlich schon ein ganzes Buch dazu gelesen.

Emblematisch für all das stehen die „Schulen ohne

Rassismus“. Doch über Rassismus selbst wird auch in diesen Schulen im Unterricht kaum gesprochen – schließlich gilt das Thema als erledigt, hier wird lieber auf das Zertifikat an der Tür verwiesen.

### Rassismus als System – Happyland als Tarnkappe

Happyland erlaubt es, sich gut zu fühlen, ohne gut zu handeln. Doch genau das ist das Problem. Denn Rassismus ist kein Unfall, kein Ausrutscher. Er ist historisch gewachsen, ideologisch verankert und gesellschaftlich tief verwurzelt.

Schon im Zuge der europäischen Aufklärung und der damit einhergehenden Durchsetzung ihrer Werte von Freiheit und Gleichheit wurde schnell klar, dass manche Menschen gleicher sind als andere. *Weiß*e Männer erklärten sich selbst zur Norm, als „vernünftig“, „zivilisiert“, schlichtweg „überlegen“. Kant selbst schrieb, dass die Menschheit in ihrer größten Vollkommenheit in der *weißen* Rasse anzutreffen sei. Alles, was nicht-*weiß* war, galt von da an als primitiv und minderwertig. Diese rassistische Pseudowissenschaft wurde zur Ideologie – zur sogenannten Rassenlehre.

Die Rassenideologie war nie ein Versehen, sondern eine Rechtfertigung für Versklavung, Völkermord und Ausbeutung. Schwarzen Menschen wurde ihre Menschlichkeit abgesprochen, was den grausamen Umgang mit ihnen rechtfertigte. Der wirtschaftliche Aufstieg Europas und auch Deutschlands wäre ohne die Maafa – Swahili für „große Katastrophe“ – also die Versklavung, Verschleppung, Ausbeutung und Ermordung von Millionen afrikanischer Menschen, nicht möglich gewesen.

### Koloniale Kontinuitäten: Das Echo, das nie verstummt

Bis heute wirken koloniale Denkmuster in unserer Gesellschaft fort. Die Einteilung in „Norm“ und „Abweichung“, in „Wir“ und „die Anderen“, sorgt weiterhin dafür, dass Macht und Privilegien ungleich verteilt werden. Auch wenn heute nicht mehr offen von „Rassen“, sondern von „Kultur“ oder „Ethnie“ gesprochen wird, bleibt das Prinzip gleich: Unterschiede werden konstruiert, um Ausgrenzung und Ungleichheit zu rechtfertigen.

Diese kolonialen Vorstellungen wurden nicht einfach überwunden – sie wurden umgeschrieben und weitergegeben. Sie zeigen sich im Alltag, wenn der beigefar-

bene Stift im Kindergarten als „hautfarben“ gilt, wenn ich als Schwarze Deutsche immer wieder nach meiner „eigentlichen Herkunft“ gefragt werde oder wenn eine ältere Frau in der U-Bahn ihre Tasche fester hält, sobald ein Schwarzer Mann einsteigt. In den Medien wird Kriminalität häufig mit Bildern rassifizierter Menschen dargestellt und die Polizei betreibt Racial Profiling, weil ihr rassifizierte Menschen automatisch verdächtig erscheinen.

Mehr noch: Wir alle sind rassistisch sozialisiert – durch Familie, Schule und Medien. Meist geschieht das ohne böse Absicht, aber mit verheerenden Folgen: Rassismus bleibt unsichtbar und entfaltet gerade deshalb seine Wirkung. So entsteht eine stillschweigende Normalisierung, die dazu führt, dass sich die Gesellschaft über den Zulauf zur AfD wundert, ohne zu erkennen, dass sie selbst die Tür dafür geöffnet hat.

Diese rassistische Sozialisation ist kein Nebeneffekt, sondern der fruchtbare Boden, auf dem der sogenannte Rechtsruck gedeiht. Die Auseinandersetzung damit beginnt daher nicht bei Wahlanalysen, sondern bei der Demontage jener unsichtbaren Lehrpläne, die Rassismus alltäglich und akzeptabel machen. In Happyland ist die Welt also noch in Ordnung – solange man nicht genau hinhört. Denn Rassismus ist kein Echo der Vergangenheit, sondern Gegenwart. Nicht verschwunden, nur leiser geworden – für manche Ohren. Ein unterschwelliges Dröhnen, eine verstörende Hintergrundmusik. Sie schafft ein Gefühl von Ordnung, während der Bass kolonialer Kontinuitäten weiter vibriert – unaufhaltsam, zerstörerisch, lautlos.

Happyland ist verseucht. Die Bewohner\*innen: symptomfrei, aber nicht gesund. Die Diagnose: postkoloniale Amnesie.

### Geschichte auf mute: Die Dauerbeschallung des Wegschauens

Postkoloniale Amnesie ist kein bloßes Vergessen – sie ist ein kollektives Verdrängen. Ein Zustand, in dem koloniale Gewalt, Ausbeutung und ihre fortwährenden Auswirkungen kollektiv aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein getilgt wurden. Historische Verbrechen werden dabei relativiert, Verantwortung wird delegiert und die Kontinuitäten von Kolonialismus zu heutigen Machtverhältnissen und Rassismus werden geleugnet.

Postkoloniale Amnesie ist die stillschweigende Übereinkunft, nicht hinzusehen – ein strukturelles Schweigen, das bis heute nachhallt, ein ohrenbetäubendes Rauschen. Die ständige Hintergrundmusik, zu der *weiße* Menschen fröhlich tanzend die Gewalt der Geschichte und ihre Folgen harmonisch auszublenden versuchen.

Diese Hintergrundmusik ist fester Bestandteil in Euren gesellschaftlichen Kontexten: Sie läuft in Schulen, wenn Kolonialismus aus eurozentristischer Perspektive mit drei Sätzen abgehakt wird – als eine Fußnote, irgendwo zwischen Entdeckungsdrang, Wirtschaftswachstum und Zivilisierungsmission. Sie dröhnt in Museen, wenn Raubkunst als Weltkulturerbe kuratiert wird – meist ohne Kontext, oft ohne Rückgabeabsicht. Sie rauscht in Werbespots, wenn die „Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler“, also EDEKA, mit Slogans wie „Lasst uns froh und bunter sein“ ihre Vielfalt bewirbt und dabei auf stereotype Bilder setzt. Kolonialwaren sind Alltag, ihre Geschichte bleibt unsichtbar.

Sie ist hörbar, wenn Dieter Hallervorden im Kontext von „man darf ja gar nichts mehr sagen“ zur besten Sendezeit im Öffentlich-Rechtlichen das Z-Wort und das N-Wort benutzt – und die *weiße* Dominanzgesellschaft darin kein großes Problem sieht. „Was stellst du dich denn so an? Sei doch nicht immer so empfindlich, es war doch nicht so gemeint.“ „Nicht so gemeint“ – das behauptete auch Gregor Gysi, unter vielen linken Happyländer\*innen der Rhetorik-Gott schlechthin, als ihm bei Markus Lanz das N-Wort „herausrutschte“. Für viele ist es eben nur ein Wort. Sie wissen nicht, in welchem Kontext dieser Begriff entstanden ist, und sie haben vergessen, dass dieses eine Wort einer ganzen Menschengruppe die Menschlichkeit abspricht.

### Meister\*innen des Vergessens: Die Disziplin der Verdrängung

Wenn es nicht darum geht, wann Deutschland das letzte Mal Weltmeister im Männerfußball geworden ist, sind die Menschen in Happyland Meister\*innen des Vergessens. Koloniale Verbrechen Deutschlands? Was soll das sein? Der Völkermord an den Herero und Nama im Unterricht verschwiegen, im gesellschaftlichen Diskurs relativiert, bis 2021 gar geleugnet. Es dauerte mehr als 100 Jahre, bis diese Gräueltaten offiziell als Genozid anerkannt wurden. Doch auch im Jahr 2025: Ohne Reparation, ohne Denkmal.

Postkoloniale Amnesie ist, wenn du drei Wochen in Afrika „hilfst“ und denkst, du hättest die Welt gerettet. Wenn Politiker\*innen von „Entwicklungshilfe“ sprechen und dabei unbemerkt das koloniale Narrativ des zivilisierten Westens fortschreiben. Eine alte koloniale Erzählung mit neuem Anstrich – die fortwährende wirtschaftliche Ausbeutung verschleiern.

Es bedeutet, Christoph Kolumbus, dessen „Entdeckung“ für Millionen indigene Menschen Tod und Versklavung bedeutete, in den Schulbüchern weiterhin als Entdecker zu feiern und auf die Forderung nach einer Umbenennung von Kolumbusplätzen und -straßen mit Gleichgültigkeit oder Widerstand zu reagieren. Die Gründung von Happyland liegt viele Jahre zurück, und seine Architektur hat sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verändert – so wie sich auch das Verständnis von *Weißsein* verändert. Doch eines ist geblieben: Die Ignoranz, die die Mauern von Happyland bis heute aufrechterhält. Man könnte fast meinen, es liege in der Genetik – vielleicht haben *weiße* Menschen die rassistische Überlegenheit tief in ihren Genen, fest verankert in jeder Helix. Wie sonst ließe sich erklären, dass die reflexhafte Abwehr gegen den Begriff „Rassismus“ so zuverlässig ausgelöst wird, sobald das Thema aufkommt? Vielleicht ist es gar keine bewusste Entscheidung, sondern bloße Biologie – so wie Gänse, die fliegen, wenn es kalt wird. Ein evolutionärer Instinkt, der sich über Generationen hinweg tief in die DNA geschrieben hat – natürlich nicht durch biologische Vererbung, sondern, ironisch gesagt, durch eine Art „*weiße* Epigenetik“: die subtile, unausweichliche Weitergabe von Privilegien, Verdrängung und Opferrolle.

Frantz Fanon, der große Vordenker der Entkolonialisierung, hat beschrieben, wie Gewalt und Unterdrückung sich ins kollektive Bewusstsein Schwarzer Menschen einschreiben. Vielleicht war er seiner Zeit voraus – vielleicht war er auch ein Frühdiagnostiker dieser spezifischen *weißen* Disposition. Anders kann ich mir diese *weiße* Ignoranz langsam nicht mehr erklären.

### Gutes Gewissen, schlechte Bilanz

Dieser sogenannte Rechtsruck ist kein Ruck. Er ist ein über lange Zeit gewachsener Zustand, er ist eure Schöpfung – nicht trotz, sondern wegen eurer scheinheiligen Empörung. Jede verschluckte Entgegnung, jedes peinliche Schweigen am Arbeitsplatz, wenn Kolleg\*innen „Witze“ über Geflüchtete machen, jede Diskussion, in der Rassismus als „Randproblem“

behandelt wird, festigt die rechte Normalität, gegen die ihr euch vermeintlich stellt. Die AfD ist kein Fremdkörper, sondern euer Symptom, eure Diagnose, das Kind eurer kollektiven Verdrängung. Das, was ihr Rechtsruck nennt, ist eine politische Konsequenz aus struktureller Verleugnung, rassistischer Sozialisation und historischer Verantwortungslosigkeit. Wo Erinnerung verweigert und Aufarbeitung verdrängt werden, findet rechtes Gedankengut fruchtbaren Boden. Dabei trifft es der Begriff „schweigende Mehrheit“ nicht: Er suggeriert, es gebe eine im Kern stabile und tolerante Gesellschaft, während Rassismus ausschließlich das Problem einer lauten Minderheit sei. Doch die Realität ist komplexer: Rechte Einstellungen sind nicht zwangsläufig mehrheitsfähig, aber längst anschlussfähig geworden – bis tief in die Mitte hinein.

### Erschöpfung als Begleiter, Ignoranz als Gegenüber

Liebe *weiße* Mitmenschen, als Schwarze Person in einem Deutschland zu leben, in dem Rassismus stets „das Problem der Anderen“ bleibt, ist nicht einfach. Es bedeutet, schlafen gehen zu wollen, aber nicht schlafen zu können, ausgeschlafen zu sein und dennoch stets müde. Müde davon, traurig zu sein, wütend zu sein, müde davon, ständig Angst zu haben. So viele Gefühle – und doch empfinde ich diese seltsame Gleichgültigkeit. Keine Gleichgültigkeit im klassischen Sinne, eher ein Schutzmechanismus meiner Seele, die keine dieser Gefühle mehr ertragen kann – und dennoch muss.

Ich bin müde. Müde davon, immer dieselben ermüdenden Aufklärungsrunden drehen zu müssen, während ihr es euch auf eurem Sofa der Ignoranz bequem macht. Erschöpft davon, zuerst eure *weißen* Gefühle streicheln zu müssen, bevor wir überhaupt anfangen können, über Rassismus zu sprechen. Es ermüdet, ständig gegen Wände aus Abwehr und Verleugnung anzureden, in der Hoffnung, dass sie irgendwann Risse bekommen.

Lieber *weißer* Mitmensch, ich habe die Schnauze voll von dir! Du fragst mich, warum ich Rassismus ständig zum Thema mache? Weil Rassismus ständig Thema ist. Du fühlst dich angegriffen, wenn ich über Rassismus spreche? Ich werde angegriffen von Rassismus. Jeden Tag. Den ganzen Tag lang. Überall. Ich befinde mich in einem Kampf, von dem ich lange nicht wusste, dass ich ihn überhaupt führe. Ich habe mich bewaffnet – meine Munition ist Wahrheit, doch dein Schutzschild aus Ignoranz ist massiv. So prallt meine Wahrheit an dir ab, wie ein Kieselstein am Mount Everest.

hey, migrantifa!

Spieglein, Spieglein  
– wer trägt die Verantwortung?

Es ist Zeit, dass ihr euch bewegt. Reißt eure „Happyland ist bunt“-Schilder herunter, hört auf, keine Farben sehen zu wollen, und fangt an, euer Spiegelbild auszuhalten. Die Bekämpfung des sogenannten Rechtsrucks beginnt mit der Anerkennung dieser unbequemen Wahrheit: Der Feind steht nicht nur rechts außen – er steht auch in unserer Mitte, er ist unsere Mitte, er ist du. Wenn ihr wirklich etwas gegen den sogenannten Rechtsruck tun wollt, hört auf, über ihn zu staunen. Beginnt endlich damit, eure eigene Rolle darin zu erkennen. Denn Veränderung entsteht nicht aus eurer Betroffenheit, sondern aus eurer Bereitschaft, unbequem zu sein – vor allem für euch selbst. <

Pia Chojnacki, *kurz*  
*„Pia“ (portugiesisch*  
*für Waschbecken),*  
*in erster Linie*  
*Mensch, in nächster*  
*Linie müde.*





# Heimatloser Ausländer

Ein Kommentar von Ira Błażejewska

Bild: La Penseuse, Ira Błażejewska, Acryl auf Papier, 100x70 cm, 2018

**H** Heimatloser Ausländer. Das ist mein Ausweis. Bis ich zwölf bin. Dann erlangt mein Vater, der nicht mein leiblicher Vater ist, nach neun Antragsjahren die deutsche Staatsangehörigkeit. Es dauert neun Jahre. Neun Jahre wird geprüft, ob er das Recht hat, ein deutscher Staatsbürger zu sein. Er überlebt im 2. Weltkrieg fünfeinhalb Jahre deutsche Arbeitslager und springt dem endgültigen Tod durch Exekution nur durch die sicherlich strategische, vielleicht auch menschenfreundliche Befehlsumgehung eines Wärters von der Klippe. Die Amerikaner sind nur noch zehn Kilometer vom Lager entfernt. Göring selbst gibt den Befehl zur Exekution. Aber das ist eine andere Geschichte und führt zu weit. Später macht mein nichtleiblicher Vater an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität seinen Doktor mit *cum laude* und zahlt sehr, sehr viele Steuern an den deutschen Staat.

*Heimatloser Ausländer.* So einen Ausweis gibt es nur in Deutschland. Du bist damit nicht nur staatenlos, sondern dir wird der Anspruch auf eine Heimat abgesprochen. Heute verstehen viele Menschen viele unterschiedliche Dinge unter Heimat. In romantischen Hollywoodkomödien, in Schlagern, in Groschenromanen sagen sich Liebende: „Du bist meine Heimat.“ „Wo du bist, ist meine Heimat.“ Wie oft hört man Personen aussprechen „meine Familie ist meine Heimat“, ja sogar „meine Kunst ist meine Heimat“. Was für ein Staat kann anderen Menschen das Recht absprechen auf diesen Ort? Auf diesen Raum außerhalb und innerhalb ihrer selbst? Auf dieses

warme, dich deiner Daseinsberechtigung versichernde Gefühl? Diese „Heimat“? Die gesamte Perfidität des Dritten Reiches, des Nazi-Regimes, einer zutiefst im Völkischen verwurzelten Gesellschaft, schwallt ungebrochen in einer großen, dreckigen, braunen Welle in die neue deutsche Gesellschaft. Und aktuell werden die Wellen groß und größer. Tanzen frisch und fröhlich herum, endlich wieder frei. Hojotoho! Es gibt neue Sündenböcke. Und alte. Die

Transporte setzen sich wieder erneut in Bewegung. Sind jetzt Flugzeuge. Macht nix.

Kürzlich überlegte ich, was passierte, wenn mir meine deutsche Staatsbürgerschaft wieder aberkannt würde. Würden dann Menschen wie ich in die Heimatlosigkeit remigriert? Mein erster Gedanke: „Hm, vielleicht ist das der *place to be*, heutzutage“. Stellen wir uns die Heimatlosigkeit mal als einen virtuellen Ort vor, einen befreiten geistigen Raum. Ich gebe zu, hier schwingt viel deutscher Romantizismus mit, die poetische Idee der „Unbehaustheit“ als Freiheit. Ich habe mich dann erkundigt: In die Heimatlosigkeit können wir nicht remigriert werden. Gestern hat mir mein Bruder erzählt, dass ich die Staatsangehörigkeit des Herkunftslandes meines nichtleiblichen Vaters hätte. Dass ich etwas, was ich nie hatte, nicht verloren hätte. Ich kann sogar einen Pass beantragen. Also zu einem Land gehören, zu dem ich nie gehörte und zu dem mein nichtleiblicher Vater auch nicht mehr gehört. Paradox. Ich werde das sicherlich nicht tun. Ich konnte mich mit diesem Land nie identifizieren. Es war mir fremd. In das Land meines richtigen Vaters soll man nicht reisen. Zu gefährlich. Das werde ich aber trotzdem bald machen. Dieser leibliche Vater war ebenfalls eine DP. Eine *Displaced Person*.

2003 leben noch 10.023 heimatlose Ausländer\*innen in Deutschland. Als die *International Refugee Organization* (IRO) 1951 darauf hinweist, dass die betroffenen Menschen nicht „heimatlos“ seien und vorschlägt, den zutreffenderen Begriff *Flüchtlinge unter der Protektion der UN (United Nations)* zu verwenden, lehnt die Bundesregierung das ab. Die Gesetzgebung wird damals maßgeblich vom Vertriebenenministerium beeinflusst, das eine Gleichstellung der DPs mit deutschen Flüchtlingen vermeiden und den Begriff *Flüchtling* deshalb für DPs nicht verwenden will. Die Bezeichnung *Displaced Person* wird durch *Heimatloser Ausländer* ersetzt, um damit den Hinweis auf die unverschuldete Zwangverschleppung und die Erinnerung an dieses Verbrechen des deutschen Staats im Zweiten Weltkrieg zu vermeiden. Eine wichtige Rolle dabei spielen die Alt-Nazis Kurt Breull, der in Bonn damals Leiter des Aufenthalts- und Ausländerrechtsreferats im Bundesinnenministerium ist und Theodor Oberländer, Staatssekretär für Flüchtlingsfragen im Bayerischen Staatsministerium des Innern. Beide versuchen, den noch in Deutschland verbliebenen, zumeist jüdischen DPs, das Leben zur Hölle zu machen. Zu einer neuen Hölle.



Bild: Putin, Ira Błażejewska, Acryl auf Papier, 64x50 cm, Privatbesitz

Der Begriff *Heimatloser* taucht zum ersten Mal im Grimmschen Wörterbuch von 1871 auf. Während *staatenlos* eine juristische Definition ist, „wird die:der ‚Heimatlose‘ oft als eine Person mit einer emotionalen oder weltanschaulichen Befindlichkeitsstörung wahrgenommen.“ Sagt Wikipedia. Der Begriff schreibt zu, was er evoziert. Ähnliches passiert in der aktuellen Geflüchtetenpolitik. Der Status *Heimatloser Ausländer* wird an die Nachkommen vererbt, erlischt jedoch bei Änderung der Staatsangehörigkeit. Deswegen keine Remigration in die Heimatlosigkeit. *Heimatlose Ausländer* besitzen kein Wahlrecht und keinen deutschen Reisepass, alle zwei Jahre müssen sie erneut ihr Aufenthaltsrecht beantragen.

Mein bereits erwähnter Bruder, in München geboren, zur Schule gegangen, studiert, versucht das erste Mal die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen, als sein Sohn geboren wird. Er macht offensichtlich etwas falsch. Die Staatsangehörigkeit wird ihm verwehrt. Stattdessen kommt jemand vom Jugendamt vorbei, um zu prüfen, ob er und seine Frau, eine Deutsche, fähig und berechtigt seien, ihr Kind großzuziehen. Er muss, wie oben erwähnt, alle zwei Jahre den Gang nach Canossa machen, respektive zum Ausländeramt in der Ettstraße, heute Sitz des

Münchner Polizeipräsidiums, um sein Aufenthaltsrecht zu erneuern. Er beschreibt, wie ihn jedes Mal eine irrationale Furcht beschleicht, wenn er den großen, langgestreckten Raum queren muss, hinter dem der riesige Schreibtisch der Beamt\*innen steht, der Entscheider\*innen über Bleiben oder Gehen. Wohin? Ein alpträumlicher Sturz aus dem normalen Leben.

Verunsicherung, Demütigung, das Infragestellen des gleichwertigen Menschseins werden nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches als politische und ökonomische Instrumente in Kontinuität weiter vom deutschen Staat und der deutschen Gesellschaft eingesetzt; oft von denselben Akteur\*innen, denselben Bürger\*innen. Manche Konzentrationslager werden in Lager für DP\*s verwandelt. An einigen Standorten werden Baracken saniert, auf dem Gelände und im Umfeld Wohnblöcke hochgezogen, die fast ausschließlich von DP\*s bewohnt werden. Als die Gastarbeiter\*innen nach Deutschland kommen, werden Barackenblöcke von Unternehmer\*innen aufgekauft – so die Gebäude des Kammstatter Lagers – als Lebensraum für die Arbeiter\*innen, die, was in den damaligen Medien betont wird, freiwillig zum Arbeiten ins Land kommen. Das ist Kontinuität. Das ist Politik.<

*Die in München geborene Musikerin und Künstlerin Ira Blažejewska arbeitet im Bereich Gesang/Songwriting, Performance-Art, Malerei, und inszeniert Gesamtkunsträume. Aktuell bringt sie ihr Album Dystopianern heraus, tritt mit ihrer Band, ihrem Duo, einem Klezmer Trio und der Performance Absolute Macht auf, und arbeitet an einem Stück für die Münchner Kammer-spiele.*

Foto: Nick Nostiz



IN MEINEM SCHWARZEN  
KLEID



Ich habe mein Schwarzes Kleid an.  
Andere haben es gemacht,  
aber jetzt gehört es mir.  
Ich fühle mich schön und  
erhaben in meinem Schwarzen Kleid,  
denn ich habe es von meiner Mutter und meinem Vater,  
mein Schwarzes Kleid.

Aber ich trage es trotzdem nicht immer,  
und manchmal trage ich es und vergesse, dass ich es  
anhabe, auch wenn ich es schon lange trage.

Ist auch gut so,  
ist halt nur ein Kleid.  
Ich bin ja nicht mein Schwarzes Kleid.

Weißt du, wer Du bist ohne Dein Kleid?

Ich weiß, wer ich bin!  
Ich bin ich, wenn ich nackt bin.  
Ich bin ich, wenn ich bei mir bin.  
Ich bin ich, wenn ich nicht abgelenkt bin.

Aber trotzdem liebe ich mein Schwarzes Kleid,  
denn ich habe es von meiner Mutter und von meinem Vater,  
mein Schwarzes Kleid.

*Betiel Berhe*



**Betiel Berhe**, ist Ökonomin, Autorin und Aktivistin. In der Vergangenheit war sie für zahlreiche internationale sowie nationale Organisationen und NGOs tätig. Heute ist sie in unterschiedlichen rassismuskritischen Netzwerken aktiv, hält Vorträge, gibt Workshops und berät zu Social Justice Themen wie Klasse, Gender, Rassismus, Migration und Bildung.

Ihr erstes Buch **Nie mehr leise – die neue migrantische Mittelschicht** wurde 2023 veröffentlicht und beschreibt den Zusammenhang von „Race und Class“ im deutschen Kontext.

Foto: Priscilla Grubo



Der Schauplatz.

*Familiäre Diskussionen finden meist hier, vor der Kulisse des elterlichen Wohnzimmers statt.*



# „Am Ende des Tages ist es einfach nur scheiße“

Savvu lebt in München, wo sie Kunst- und Demokratieprojekte umsetzt und sich wohl in ihrer internationalen Kunst-Bubble fühlt. Aufgewachsen ist sie im Melting-Pot Salzgitter, wo ihre Eltern 1989 nach ihrer Ausreise aus Kasachstan landeten, im Gepäck eine lange Familiengeschichte von Vertreibung, Flucht und Migration. Im Interview mit Matthias Weinzierl von der Hinterland erzählt sie von Identitätsfindung zwischen Klein-Istanbul und Klein-Moskau, von der Zerrissenheit zwischen familiärer Liebe und selbstgeschaffener Freiheit, von Verlorensein und Ankommen und von dem Versuch, einen Umgang mit der Panik angesichts AfD-Wahlergebnissen und Rassismus zu finden.

**Matthias:** Savvu, du kommst aus Salzgitter. Magst du erzählen, wie du da hingekommen bist?

**Savvu:** Ich wurde im Bauch aus Kasachstan dahin gebracht. Made in Kasachstan, born in Germany. Meine Eltern sind '89 kurz vor dem Mauerfall nach Deutschland gekommen. Es war wie ein Zurück in eine Heimat, in der sie vorher nie gelebt hatten. Aber die Familie meiner Mutter ist deutscher Abstammung. Meine Eltern sind dann in Salzgitter gelandet. Sie sind mit ziemlich vielen gekommen, mit dem Bruder meiner Mutter und ihrer Familie mit fünf Kindern und meinen Großeltern. Erst einmal landeten sie in einem Auffanglager in Ostfriesland. Sie waren dann wochenlang in Quarantäne, weil bei einem Kind der Verdacht auf Gelbsucht bestand. Danach sind sie ziemlich schnell in einer Notwohnung untergekommen, wo wir sechs Jahre gelebt haben, bis meine Eltern entschieden haben, ein Haus zu bauen. Dann sind wir ein paar Straßen weitergezogen.

**Matthias:** Wenn man keine Ahnung von Salzgitter hat, wie würdest du es beschreiben?

**Savvu:** Salzgitter ist der absolute Melting-Pot, bis heute. Es gibt ganz viel Industrie; VW, BMW, Bosch, MAN, die ganzen großen Firmen. Da arbeiten viele Leute, ganz viele verschiedene Kulturen wohnen auf engstem Raum zusammen. In meiner Teenie-Phase

haben sich dann Stadtviertel gebildet, die zum Beispiel *Klein-Moskau* oder *Klein-Istanbul* genannt wurden, ich glaube bis heute noch. Es gab oft diese Gerüchte, in etwa: „Wenn du dahin gehst, dann wirst du abgeballert.“ Die aus Klein-Istanbul haben sich nicht nach Klein-Moskau getraut. Salzghetto, im wahrsten Sinne des Wortes.

**Matthias:** Und in welchem „Ghetto“ hast du gewohnt?

**Savvu:** Wir waren in einem Neubaugebiet, das an Klein-Moskau angedockt war. Die Grundschule war mittendrin.

**Matthias:** Ihr wart dann also die „Russen“?

**Savvu:** Ja, so in etwa. Mein Papa kommt eigentlich aus einer griechischen Minderheit.

**Matthias:** Eine griechische Minderheit in Kasachstan?

**Savvu:** Pontos-Griechen sind eine Minderheit, die sehr lange an der Schwarzmeerküste gelebt hat. Vor tausenden von Jahren gab es das Pontische Reich, das war die Region an der Schwarzmeerküste bis nach Georgien hoch. Von dort wurden meine Großeltern vertrieben. Sie haben dann in Georgien gelebt. Unter Stalin gab es Zwangsumsiedlungen, weswegen sie in Kasachstan gelandet sind.

Die Familie meiner Mama hat auf der anderen Seite der Schwarzmeerküste über Generationen gelebt, weil sie zu den deutschen Aussiedlern gehörte, die dorthin mit dem Versprechen von Autonomie geholt worden waren, deutsche Bauern. Sie wurden dann teilweise verschleppt, teilweise zu Zwangsarbeit verdonnert und letztendlich auch nach Kasachstan vertrieben, weil sie im heutigen Odessa die Feinde im eigenen Land gewesen sind. Sie wurden in Waggons deportiert, unter großen Verlusten. Auf dem Weg sind Kinder gestorben, der Neffe meines Großvaters zum Beispiel. Die Mutter eines gestorbenen Kindes ist ausgestiegen, um das Kind zu begraben, und der Zug hat nicht auf sie gewartet. Sie haben sich dann lange nicht wiedergefunden.

Meine Eltern sind dann beide in Kasachstan geboren. In ihrem Dorf war es auch ein Zusammenkommen von ganz vielen Kulturen. Mein Papa mit dem Pontos-griechischen Hintergrund, es gab viele Usbeken, Tadschiken und Kasachen. Für alle war es eine Art Zwischenstopp und trotzdem eine komische Art von Heimat. Heimat auf Zeit.

Die Familie von meinem Vater ist dann nach Griechenland und das Dorf hat sich nach und nach aufgelöst.

**Matthias:** Hast du noch Verwandtschaft in Kasachstan?

**Savvu:** In Kasachstan gar nicht mehr.

**Matthias:** Aber in Griechenland?

**Savvu:** Genau. Die griechische Seite ist nach Griechenland gegangen und ist dort eine akzeptierte Minderheit, also die Pontos-Griechen. Sie leben dort nach wie vor in dörflichen Strukturen und bemühen sich um den Erhalt ihrer Kultur. Ich glaube, dass die krassen weitergegebenen Traumata dazu geführt haben, dass man so zu macht. Erst meine Generation bricht da ein bisschen aus. Ich bin auch die erste in meiner Familie, die raus ist aus dieser ganzen Familienstruktur.

**Matthias:** Als du aufgewachsen bist, wie hast du dich da gesehen? Hast du dich als Deutsche wahrgenommen? Oder hast du das Gefühl gehabt, nicht dazuzugehören, Unterschiede bemerkt? Ist das überhaupt ein Konflikt gewesen?

**Savvu:** Das ist vielleicht der Vorteil, wenn man in einem Melting-Pot aufwächst, dass wir alle eine

Migrationsgeschichte geteilt haben. Klar gab es auch Leute, die aus Deutschland kamen, aber dadurch, dass das so „normal“ war, war dieses Gefühl, ich sei nicht Teil von Deutschland oder ich sei nicht deutsch, gar nicht so existent. Das kam erst viel später, zu verstehen, was Rassismus ist und was für strukturelle Kraft er in Deutschland hat. Ich hatte immer eine Ahnung, aber ich habe mich nicht davon betroffen gefühlt, weil man den Schutz von allen hatte und alle ähnliche Geschichten zu erzählen hatten.

Ich hatte aber eine andere Auseinandersetzung mit meiner Identität in meiner Teenie-Phase, weil allein durch meine Eltern so viele verschiedene kulturelle Hintergründe zusammenkamen, Sprache zum Beispiel. Für andere war die Frage: Bin ich Reggae oder Punk? Für mich eher: Bin ich griechisch oder russisch? Es hatte etwas Spielerisches, weil ich mich immer mal wieder auf das Eine und dann das Andere konzentrieren konnte. Mit 14 war ich auf einer griechischen Schule, habe das Alphabet gelernt, dann hatte ich einen griechischen Freund, weil ich dachte, so müsste so sein.

Interessanterweise löste sich die Frage für mich, als ich nach dem Abi im Ausland war, in der Nähe von London, und da als Au Pair gearbeitet habe. Sie haben mich als „die aus Deutschland“ gesehen. Und ich habe gemerkt, dass das einen Widerstand in mir erzeugt hat, weil ich mich selbst nicht als deutsch gesehen habe. Ich bin mir dann erst darüber klar geworden, dass meine Identität eine Mischung aus so vielem ist, dass ich das gar nicht sagen kann, will und auch nicht muss. Das fühlte sich an wie eine Bereicherung, wie ein Geschenk. Wenn jemand gefragt hat: „Wo kommst du her?“, war das schon immer eine Herausforderung. Wenn ich zum Beispiel in der griechischen Community unterwegs bin, bemerke ich Unterschiede zu mir. Das ist eben nur ein Teil von mir, aber macht mich nicht insgesamt aus.

**Matthias:** Ich versuche, eine Brücke zu deiner Arbeit zu schlagen: Du arbeitest im Kulturbereich. Du hast viel mit internationalen Künstler\*innen zu tun. Dann ist das positiv, wenn man zwischen verschiedenen Kulturen herum hüpfen kann, oder?

**Savvu:** Auf jeden Fall. Ich habe dann immer das Gefühl, dass jede Zelle meines Körpers so viele Dinge auf so vielen verschiedenen Ebenen nachempfinden kann. Aber interessanterweise ist es dann doch so, dass es immer wieder Momente gibt, wo ich eine Unzugehörigkeit empfinde. Es gibt nichts, das deckungsgleich ist. Aber vielleicht muss man auch

manchmal sagen: Ich vergleiche mich nicht mehr. Lieber konzentriere ich mich darauf, dass jede\*r unglaublich individuell ist und jede Kultur so viele Interpretationsmöglichkeiten bietet und es so viel Gemeinsames gibt.

**Matthias:** Die Gemeinsamkeiten können auch etwas ganz anderes sein als ein gemeinsames Herkunftsland oder ein gemeinsamer Pass, oder? Zum Beispiel die Erfahrung, dass man von irgendwo weggegangen ist und irgendwo angekommen ist, wie in Salzgitter zum Beispiel.

**Savvu:** Das war wirklich besonders. Ich weiß nicht, ob das vielleicht auch an der Zeit liegt, an der Teenie-Phase, wo man schnell eins wird, wo die Freund\*innen besonders wichtig sind. Es war so eindeutig, ganz klar. Da ist man so richtig zu Hause beim anderen. Dieses Gefühl habe ich in dieser Form nicht mehr. Ich hatte ewig lange ein extremes Fernweh, das mich bestimmt zehn Jahre begleitet hat, so zwischen 20 und 30. Ich konnte es nicht als Teil der Vergangenheit, also der Geschichte meiner Eltern, lesen. Ich war wie gesteuert. Ich bin immer irgendwo hin getrampt und wollte immer weg. Das war eine ewige Suche, ein krasses Gefühl von Verloren sein. Erst über die Zeit hier in München, über die Freundschaften, kam es, dass ich innerlich ruhiger geworden bin.

**Matthias:** Man könnte auch sagen, du bist angekommen?

**Savvu:** Ja, ich glaube schon.

**Matthias:** Das klingt jetzt bescheuert, aber man sieht dir nicht an, dass du Rassismuserfahrungen machen musstest. Ich habe selbst lang gebraucht, um zu realisieren, dass du überhaupt eine migrantische Geschichte hast. Für mich warst du einfach Savvu.

**Savvu:** Savvu, die Deutsche. Stimmt, das kam tatsächlich erst über die Arbeit. Zum Beispiel, wenn ich eine Eröffnungsrede für eine Ausstellung gehalten habe und danach ein Lehrer zu mir kommt und sagt: „Wow, toll. Du sprichst so gut Deutsch.“

**Matthias:** Wie lange ist das her?

**Savvu:** Drei Jahre ungefähr. Das war im Bayerischen Wald. Natürlich, wo sonst? Wo der Gegenwind so stark ist, wenn man Demokratie- oder Kulturprojekte macht.

**Matthias:** Ist dir sowas auch in München passiert?

**Savvu:** Tatsächlich nicht, nein. In dieser Kunst-Bubble war ich immer in der Erasmus-Klasse. Da waren maximal verschiedene Kulturen. Ich habe die ersten drei Jahre in München deswegen nur Englisch gesprochen. Das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte: „Ich bin die, die sich anders ausdrückt“, war bei einem Kunst-Mäzen. Durch seine Augen habe ich mich so gesehen, als wäre ich nicht von hier, als würde ich nicht dazugehören. Das hat mich total eingeschüchtert und verunsichert. Es hat etwas Minderwertiges in mir ausgelöst.

**Matthias:** Normalerweise hast du das nicht, oder?

**Savvu:** Nein, weil ich immer in meinen Bubbles bin.

Vielleicht nochmal zu dem Teil, mit dem ich seit ein paar Jahren hadere, mit dieser Tradition in diesem Clan, aus dem ich komme. Das ist so paradox, weil ich heute ganz andere Vorstellungen von Familienstrukturen habe. Das ist so weit auseinander wie Mond und Sonne. Wenn ich in die Welt meiner Familie zurückkomme, fühle ich mich, als könnte ich allen in den Armen liegen und spüre diese Liebe, und gleichzeitig werde ich komisch angeguckt, weil ich ganz anders bin.

**Matthias:** Und du kannst dann zwischen beiden Welten wechseln?

**Savvu:** Es ist so anstrengend. Wenn ich hier mein Leben lebe, ist alles gut. Aber sobald ich wieder in diesen Strukturen bin, also auch bei der Familie in Griechenland, entsteht ein extrem kraftvolles Spannungsfeld in mir. Das sind gegensätzliche Kräfte, die mich gefühlt innerlich zerreißen.

**Matthias:** Deine Familie kann wahrscheinlich gar nicht verstehen, was du hier machst?

**Savvu:** Ja, genau. Da ist dann auch immer die Frage: „Was machst du eigentlich?“ Und dann muss ich sagen: „Schau auf der Website nach.“ Die Vorstellungskraft ist schon erschöpft, nachdem ich zwei Sätze formuliert habe. Dann sind sie ausgestiegen und reinterpreten das für sich.

**Matthias:** Fühlst du dich trotzdem akzeptiert, oder hast du das Gefühl, außen vor zu sein?

**Savvu:** Ich bin nach wie vor akzeptiert und auch immer sehr erwünscht. Sie fragen oft: „Wann kommst

du endlich wieder nach Hause?“

**Matthias:** Besuchen sie dich auch manchmal in deiner Welt? Waren sie mal in München?

**Savvu:** Ja. Mein Papa war glaube ich zweimal hier, aber ich lebe seit zwölf Jahren in München. Und meine Mama war vielleicht viermal hier. Sie sind Menschen, die für drei Tage kommen wollen und dann nach einer Nacht wieder fahren.

**Matthias:** Weil sie sich unwohl fühlen?

**Savvu:** Ich glaube, sie können sich hier an nichts festhalten. Sie sind so in ihrem Haus, in ihrer Welt und Struktur drin. Es ist schwierig für sie, sich auf etwas Neues einzulassen. Dann reicht es ihnen schon, wenn ich mit etwas Neuem zurückkomme.

**Matthias:** Und jetzt leben wir in einem nahezu bedrohlichen Umfeld, mit den Wahlerfolgen der AfD und einem allgegenwärtigen Rechtsruck. Was macht das mit dir?

**Savvu:** Maximale Verunsicherung und Angst. Das ist nichts, was von heute auf morgen passiert ist. Und trotzdem bin ich so unglaublich fassungslos. Ich bin wahnsinnig wütend, wenn ich diese Gespräche führe, auch in der Familie. Eine Cousine, die neulich da war, war mit mir auf einem Konzert. Die Band hat gespielt und wir standen draußen und sie hat ihre Ansichten geteilt. Ich war so baff. Ich habe gemerkt, wenn es hart auf hart kommt, stehen wir nicht auf der gleichen Seite. Und es ist schon hart auf hart.

**Matthias:** Es fällt einem schwer, die rassistischen Aussagen zu umschiffen. Wenn man auf einem Familienfest ist, will ich auf gar keinen Fall wissen, was irgendwelche Verwandten über bestimmte Dinge denken. Aber es spielt einen Unterschied, wie nah die Verwandten einem sind, ob sie im Alltag eine Rolle spielen. Je näher, umso schwieriger.

**Savvu:** Das Schöne ist, wenn es in einer Gesellschaft passiert, wo Distanz da ist. Dann kann man selbst entscheiden: Wende ich Energie auf und gehe in dieses Gespräch? Aber wenn es so nah ist und es steht viel auf dem Spiel, dann ist es eine unumgängliche, gezwungene Situation. Ich würde am liebsten sagen: „Wir reden nicht mehr mit denen, die so drauf sind.“ Aber ich habe gerade das Gefühl, das erste Mal in dieser extremen Form, dass ich mir das nicht mehr leisten kann. Und das ist ein hoher Preis.

**Matthias:** Gibt es eine Strategie, wie man da raus kommt?

**Savvu:** Es ist immer die Frage, wer dir mit welcher Geschichte gegenüber sitzt. In den Familienkreisen, also der Generation meiner Eltern, sind Menschen, bei denen ein ganz anderes Gefühl von Vertrauen in den Staat vorhanden ist.

**Matthias:** Kann man nachvollziehen. Wenn ich irgendwo interniert worden bin, dann ist der Staat, der mich eingesperrt hat, eindeutig mein Gegner.

**Savvu:** Ja, und auch die Art und Weise, wie mit Konflikten umgegangen wird. Ich finde es immer interessant zu sehen, was es heißt, in einer Demokratie aufzuwachsen. Wie gut sind wir in Streitkultur? Wie früh haben wir gelernt, Systeme zu verstehen? Und wie gut sind wir darin, zwischenmenschlich Konflikte auszutragen? Da sehe ich diese schweigende Generation meiner Eltern, die keine Streitkultur auf Augenhöhe hat und Sachen ausdiskutiert, sondern wo irgendwann die Bombe platzt und dann zwischenmenschlich gesehen Krieg ist. Man scheut sich vor dieser Aufrichtigkeit, die in einer Demokratie Teil des Systems ist. Das funktioniert in meiner Generation, mit meiner Schwester zum Beispiel, viel besser, weil wir viel gestritten haben und uns ganz nah sind und eine Basis haben, auf der man solche Konflikte austragen kann.

**Matthias:** Man kann nachvollziehen, warum Leute so agieren. Aber das macht es leider nicht besser. Wenn Leute mit einer ähnlichen Geschichte wie deiner einer Partei ihre Stimme geben, die garantiert gegen dich arbeitet.

**Savvu:** Es gibt diese ganzen Versuche, etwas zu erklären. Das mache ich für mich, um aus diesem Panikmodus herauszukommen. Ich versuche, über Nachvollziehbarkeit nachzudenken, damit irgendeinen Umgang zu finden. Aber am Ende des Tages ist es einfach nur scheiße, egal wie viel du versuchst, es zu verstehen.<



# Immer noch das Gefühl, unterwegs zu sein

Eine Erinnerung daran, dass wir Menschen sind und bleiben sollen.  
Von Mohammad Yaqoubi



Puppen und Foto: „Wiederholung“ von Siyoung Kim

*Die Adamskinder sind miteinander wie Glieder  
verbunden*

*von der Schöpfung her ein und dieselbe Essenz.*

*Bringt das Schicksal ein Glied zum Schmerzen*

*dann lässt es die anderen Glieder nicht rubig.*

Dieses Gedicht von Saadi, ein persischer Dichter und Mystiker, mahnt zu einem Zusammenleben in Frieden und Harmonie, zur Fürsorge für andere und zum gegenseitigen Lehren und Lernen von Güte aus. Es erinnert an die Verbundenheit und Einigkeit der gesamten Menschheit.

Dennoch stellt sich die Frage: Was trennt und unterscheidet die Menschen voneinander? Ist es die Diskussion über Herkunft, Kultur, Sprache, Hautfarbe oder Nationalität? Ist es nicht so, dass wir alle menschliche Wesen sind und uns im Wesentlichen nur in Wissen und Erfahrung voneinander unterscheiden? Wie schön wäre es, wenn die Menschen zur Besinnung kämen und die Grundprinzipien der Menschlichkeit respektierten.

Wir Menschen sind alle frei und haben gleiche Rechte zwischeneinander. Dennoch werden unsere Rechte manchmal verletzt, was uns Schaden zufügt. Menschen, wie Gandhi und Nelson Mandela, haben auf diesem Weg viele Kämpfe gefochten und Mühen unternommen, mit der Botschaft, dass wir alle die gleichen Rechte haben und niemand über dem anderen steht. Jetzt, nach all diesen Jahren, haben viele von uns nichts von ihren Vorfahren gelernt, sind in ihren Gedanken versunken und akzeptieren oft Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Wir Menschen werden immer wieder von den Lügen der Politiker\*innen während der Wahlen getäuscht. Obwohl sie ihre Versprechen nicht einhalten und unsere Rechte verletzen, wählen wir sie dennoch erneut und geben ihnen unsere Stimme.

Die Migrant\*innen in europäischen Ländern, die ohne eine klare Zukunft auf ihr Schicksal warten und auf den Stift einer Person schauen, die über ihr Bleiben oder Gehen entscheidet. Trotz all der Schmerzen und Leiden, die sie erlebt haben, haben sie bis jetzt ihre



**Mohammad**

**Yaqoubi** ist Schlosser und organisiert in seiner Freizeit die Veranstaltungsreihe **yavaş habibi**. Seit Neuestem ist er ehrenamtlicher Vorstand des Bürgerhauses Glockenbachwerkstatt e.V.

Hoffnung nicht verloren und arbeiten weiter an ihren Zielen.

Es gibt viele Menschen, die ihre Heimat, ihr Zuhause und ihre Freund\*innen verlassen haben, ihr Gepäck auf die Schultern genommen und sich auf den Weg in die Fremde gemacht haben. Einige haben ihr Ziel erreicht, aber es fühlt sich an, als wären sie nie angekommen. Einige sind ertrunken, gestorben und in Vergessenheit geraten. Andere haben noch immer Hoffnung, dass sie eines Tages hier das Sonnenlicht und den Mondschein erblicken werden.

Seit über zehn Jahren lebe ich in Deutschland, und bin mit meinem Leben hier sehr zufrieden. Doch es gibt ein Aber: Ich bin hier zwar wohnhaft, gehöre aber nur der zweiten Klasse an. Das liegt größtenteils an meiner Nationalität. Obwohl ich ebenso meinen positiven Beitrag zu der Gesellschaft hier beibringe, wird versucht mein gesellschaftliches Bild als gewalttätig, faul und kriminell darzustellen.

Zehn Jahre sind keine kurze Zeit, und in dieser Zeit habe ich viel gelernt, zum Beispiel, dass es egal ist, wie fließend du Deutsch sprichst – für einen Besuch im Ausländeramt brauchst du unbedingt eine dritte Person, die am besten von hier stammt, sonst verschwendest du nur deine Zeit und wirst von den Mitarbeitern des Amtes mit den klügsten Mitteln und schwer verständlichem Deutsch verspottet. Außerdem habe ich gelernt, dass die Meinungsfreiheit nur auf bestimmte Themen und bestimmte Personen beschränkt ist. Wenn du etwas Falsches sagst, wirst du einer Gruppe oder Volksgemeinschaft zugeordnet, was später zu Schwierigkeiten führt.

Ich habe auch verstanden, dass die Menschen dich nur nach deinem Äußeren beurteilen, und für die Behörden bist du nur eine Nummer. Rassismus ist tief verwurzelt in dieser Gesellschaft und dem komplexen großen System, von der Schule bis zum öffentlichen Busverkehr. Die Politiker\*innen haben beschlossen, strenge Gesetze für Migrant\*innen zu erlassen. Ich selbst bin einer dieser Migrant\*innen – aus der zweiten und verletzlichen gesellschaftlichen Schicht. Ich arbeite seit etwa sieben Jahren in diesem Land, respektiere alle Gesetze und bemühe mich, hier akzeptiert zu werden. Von kultureller Arbeit bis hin zu öffentlichen, ehrenamtlichen Tätigkeiten habe ich mich durchgehend bemüht, mit den lieben Menschen dieses Landes zu leben und Freundschaften zu schließen, und ich bin sehr glücklich über meine vielen guten Freunde.

Mein Heimatland ist Afghanistan, aber ich habe es noch nie gesehen und habe dort weder ein Haus noch einen Wohnort. Dennoch hat die Deutsche Regierung beschlossen, mich dorthin abzuschicken. Ich bin hierher geflüchtet, mit dem Wunsch, einen sicheren Ort und menschliche Wärme zu finden – mit den schönen Alpen, der schwierigen Sprache, den alten Städten und ihren wunderschönen Straßen voller Erinnerungen und Geschichte. Ich hoffte, vielleicht hier Fuß zu fassen und die Kultur und die Menschen kennenzulernen. Wenn ich ehrlich bin, habe ich mich noch nicht von der Erschöpfung dieser schwierigen Flucht erholt und ich habe immer noch das Gefühl unterwegs zu sein, wie auch viele meiner Freunde. Denn das Trauma, welches wir durch die Flucht erlebt haben, hat uns stark verändert.

Wenn ich an diese Tage zurückdenke und meine Situation beobachte, wird mir klar, dass die ersten Tage in Deutschland sehr angenehm waren, da ich die Sprache noch nicht gesprochen habe. Dadurch konnte ich die tägliche Erniedrigung sowie den Spott, dem ich ausgesetzt bin, nicht verstehen. Je mehr du verstehst, desto mehr leidest du. Ja, wir Migrant\*innen tragen viele Schmerzen in uns, den Schmerz der Trennung von Zuhause und Familie, den Schmerz der Vertreibung aus der Heimat oder einer Abschiebung, den Schmerz ungerechter und falscher Politiken gegen Migrant\*innen, den Schmerz des Rassismus, die Sorgen um die Zukunft und die Last der Vergangenheit. Doch trotz all dem gibt es viele, die es geschafft haben, bemerkenswerte Erfolge zu erzielen und sich bemühen, sich in der neuen Gesellschaft ein Leben aufzubauen.

Meine Botschaft an die Leser ist, sich an eine nicht allzu ferne Vergangenheit zu erinnern, in der die Menschen dieses Landes wegen blutiger Kriege in andere Länder fliehen mussten. Nun, da sich das Rad der Zeit gedreht hat und viele in einer besseren Position sind, darf trotzdem nicht mit Arroganz und Hochmut auf diese kriegsgebeutelten und unterdrückten Menschen, die hier Zuflucht gesucht haben, herabgeschaut werden. Stattdessen reicht ihnen die Hand, hilft ihnen, die Müdigkeit der langen Reise abzulegen. Ermöglicht es ihnen, in diesem Land und in dieser Gesellschaft dankbare und erfolgreiche Mitglieder zu sein.

Aus Liebe werden die Dornen zu Blumen.<



Illustration: Max V. aka POLYTOX

# A n d W e R a n



Parwana Amiri *left Afghanistan in 2018 as a teenager with her family. In late 2019, they reached Greece and settled in Lesvos, Moria camp, later in Ritsona camp. My Pen Won't Break, but Borders Will - Letter to the World from Moria was her first book, Suspended Lives - Letters from Ritsona her third. In early 2022, Parwana and her family found asylum in Germany. She is now in her first year at University Osnabrück, pursuing studies in economics and administration.*

We ran with our feet  
With our lands still in our eyes  
We ran when all the rest slept  
No cars in the roads as we ran  
No one could see us. We didn't look back  
We ran and ran and ran, clasping our bags  
With our babies, their hands in ours

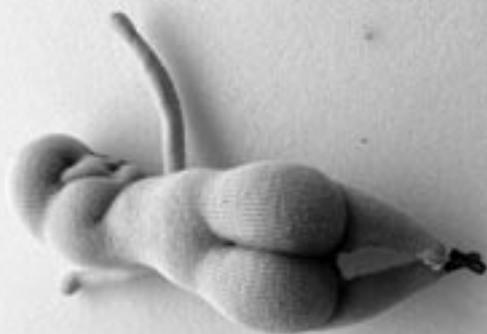
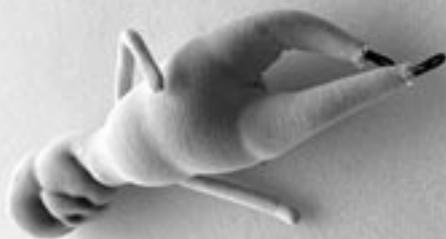
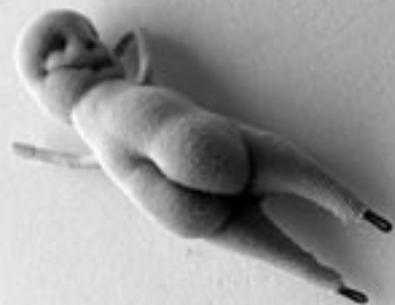
We learned to claim the mountains  
To squeeze our feet together  
On steep and narrow paths  
Lest we fell in the abyss  
We learned to run — hiding  
Our heads, our hands, our feet  
Our body — hiding

We learned our bodies were illegal  
Our heads, our hands, our feet were illegal  
We were renamed! And our new name: "illegal"

We learned to hide  
To spot fellow fugitives, at a glance  
We learned to lie; I didn't want to  
Nobody did  
Still haunted by nightmares of running  
Through fields, through tunnels, through deserts  
Of hanging under trucks the border guards upon us

Now, after so many years have passed  
I can no longer find my previous version

*parwana*



# Sprechen Sie Englisch?

Betrachtungen über den schmalen Grat zwischen Sprache, Privilegien und Aufenthaltsstatus.

Von John Figueroa

**F**angen wir mit einem Geständnis an: Obwohl ich schon seit vielen Jahren in diesem Land lebe, ist mein Deutsch nicht besonders gut. Sicher, dafür gibt es ein paar gute Gründe – ich war schon älter, als ich von New York City hierhergezogen bin, und es ist schwerer eine neue Sprache zu lernen, je älter man wird (das hat mir mal ein Lehrer gesagt). Außerdem unterscheidet sich Deutsch, was Grammatik und Aussprache angeht, ziemlich drastisch vom Englischen.

Aber mal ganz ehrlich, Faulheit hat auch eine entscheidende Rolle gespielt und ich bin schon ziemlich früh auf einen nützlichen Satz gekommen, der mir in Situationen, in denen ich Deutsch sprechen musste, aus der Patsche half – eine Art Hintertür:

„Sprechen Sie Englisch?“

Viele Deutsche können es ganz gut, besonders die jüngeren. Im Nachhinein ist mir bewusst geworden, wie oft ich mich auf diesen Satz verlassen habe, viel öfter als ich es hätte tun sollen. Ich möchte aber klarstellen, dass ich unterwegs immer sehr bemüht war und schon früh recht gut gelernt habe, nach dem Weg zu fragen oder Essen zu bestellen oder so. Aber lange Zeit habe ich nicht wirklich versucht, mich zu verbessern.

Hier muss ich den Begriff Privileg ins Spiel bringen. Meine US-amerikanischen Wurzeln gaben mir eine Art Freifahrtschein zur Stagnation meiner Sprachkenntnisse, der anderen hier lebenden Gruppen nicht gewährt wird. Die Menschen, denen

ich diese Frage stellte, entspannten sich oft und wurden hilfsbereit. Besonders wenn ich erwähnte, dass ich aus New York komme.

Der Exil-Amerikaner beschwört Bilder von Hemingway herauf, der in einem Café in sein Notizbuch schreibt. Während Immigrant\*innen oder Migrant\*innen in einem negativen Licht gesehen werden. Ich habe mehr als nur einmal miterlebt, wie sich ein Neuankömmling echt Mühe gab, auf Deutsch zu kommunizieren, aber nichts als Ungeduld und Schlimmeres erntete.

Das ist nicht fair. Und trotzdem habe ich mich jahrelang mit diesem Satz durchgemogelt.

**„Hey, John, er ist nach dir gekommen und sein Deutsch ist viel besser als deins.“**

Bis der Druck, etwas zu unternehmen, aus einer ganz unerwarteten Ecke kam.

Mit ein paar Leuten in meiner Bar in der Nähe hatte ich mich angefreundet. Unsere Freundschaft entwickelte sich über die Bar hinaus zu einem engen Freundeskreis. Einer von uns kommt aus dem Nahen Osten (ich möchte hier seine Privatsphäre schützen) und obwohl er ein paar Jahre nach mir hierherkam, wurde sein Deutsch irgendwann besser. Viel besser.

Er sprach in ganzen Sätzen. Sein Vokabular war deutlich anspruchsvoller als meines. Sein Deutsch war zwar nicht fantastisch, aber es war wesentlich besser als meine simplen Stammeleien. In unserem gemeinsamen Freundeskreis fiel das auf und ich wurde ein bisschen gehänselt:

„Hey, John, er ist nach dir gekommen und sein Deutsch ist viel besser als deins.“

Autsch!

Aber es stimmte ja.

### Langsam bitte, danke

Bald fand ich heraus, dass die Leute in meinem Leben dachten, dass ich die deutsche Sprache nicht mag und dass ich absichtlich und sogar trotzig zu vermeiden versuchte, sie zu lernen (beides stimmt nicht).

Natürlich waren die Umstände für meinen Freund und mich unterschiedlich. Er war jünger und musste seine Sprachkenntnisse aus verschiedenen Gründen schnell verbessern. Aber Tatsache ist, dass er unglaublich diszipliniert war und sich sein jetziges Können wirklich hart erarbeitet hat. Ich war wütend auf mich selbst und ein bisschen frustriert, dass mein Verständnis und meine Ausdrucksfähigkeit auf einem so einfachen Level feststeckten.

Das alles hat mich motiviert, mein Deutsch endlich zu verbessern. So war jedenfalls der Plan.

Im Laufe der Jahre war ich jedes Mal total nervös, die Sprache zu sprechen, wenn das Gespräch zu kompliziert wurde. Wenn ich mit „der, die, das“ durcheinanderkam ... stammelte und schwitzte, dann fiel ich auf: „Sprechen Sie Englisch?“ oder „Ich muss das auf Englisch sagen“ zurück.

Dieser Stress war ein echter Faktor. Meine Frau sagte mir, dass ich oft richtig lag, aber zu nervös war und dass ich meinem ersten Instinkt trauen sollte. Dann ist es mir ein bisschen peinlich, was soll's. Sprache kann einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Deutsche sagen mir, dass ich schüchtern wirke. Was ich aber überhaupt nicht bin. Als gebürtiger New Yorker bin ich eine Quasselstrippe, die mehr zuhören

sollte – trotzdem weiterredet. Doch durch meine begrenzten Deutschkenntnisse entstand ein völlig anderer Eindruck.



Sobald ich akzeptiert hatte, dass ich Fehler mache, korrigiert werde, mich frustriert fühle ... änderte sich alles. Statt: „Sprechen Sie Englisch?“, fragte ich: „Wie bitte?“ oder einfach „Langsam bitte, danke.“



Dann begann mein Deutsch, Fortschritte zu machen. Es ist immer noch nicht da, wo es sein sollte, aber es ist besser.

### Immer wieder die Frage: „Kommst du aus Asien?“

Damit nicht der Eindruck entsteht, dass durch meinen Hintertür-Satz für mich hier alles leicht war, muss ich einen weiteren Aspekt meiner Geschichte erzählen. Obwohl ich in New York City geboren und aufgewachsen bin, bin ich gemischter Herkunft. Meine Leute kommen aus Puerto Rico, Afrika und Asien. Aber meine Vorfahren leben schon seit gefühlten Ewigkeiten in den Vereinigten Staaten. Trotzdem haben viele Deutsche so ihre Schwierigkeiten damit, das zu verstehen.

Auf den ersten Blick scheine ich überwiegend asiatischer Herkunft zu sein. Aber ich merke immer wieder, wie die Leute mich anstarren, um herauszufinden, wo ich eigentlich herkomme. Sie fragen mich: „Kommst du aus Asien?“ „Nein“, sage ich, „aus New York.“ Sie haken nach: „Nein, du bist nicht in den USA geboren, du bist in Korea oder den Philippinen geboren.“ Mir ist es passiert, dass sogar Leute, die sich selbst als progressiv bezeichnen, darauf bestehen, dass es UNMÖGLICH sein kann, dass ich in New York City geboren wurde?!

Menschen gemischter Herkunft müssen wohl einen Chip implantiert haben, der verhindert, dass sie dort geboren werden?

Das kann sehr anstrengend sein und glaubt mir, in solchen Fällen greife ich gerne auf den Satz zurück: „Ich versteh nicht.“ Und dann wechsele ich das Thema.

Ein Satz kann eine Hintertür oder ein Schutzpanzer sein.

Es ist mir schon klar, dass ich anders aussehe und die Leute neugierig sind. Aber manche gehen zu weit.

Ich meine es buchstäblich, wenn ich schreibe, dass in all meinen Jahren in Deutschland keine zwei Wochen vergangen sind, ohne dass ich Kommentare zu hören bekam, die von taktlos zu beleidigend reichten. Ein paarmal kam es sogar zu körperlichen Angriffen. Nicht nur von Deutschen, sondern manchmal auch von anderen Gruppen, von denen man sich eigentlich Solidarität erhoffen würde.

Ich habe breite Schultern und will auf solchen Situationen nicht herumreiten. Aus verschiedenen, sowohl kulturellen als auch anderen Gründen wird einem in den USA oder Europa schnell an den Kopf geworfen, man würde überreagieren, wenn man solche Verhaltensweisen erwähnt. Oder man bekommt zu hören: „Kannst du denn nicht sehen, dass es der Person schlecht geht, versuch das zu verstehen.“

Ja, das berücksichtige ich alles. Aber mein Verständnis und meine Toleranz enden dort, wo meine Würde und Sicherheit beginnen. Mir ist aufgefallen, dass es in den letzten fünf Jahren hier viel intoleranter geworden ist.

Kürzlich hatte eine Verwandte hier gesundheitliche Probleme und musste Pflege in Anspruch nehmen. Der Großteil der Pflegekräfte, die ihr bei ihrer Genesung zur Seite standen, kam ursprünglich aus einem anderen Land. Sie sind arbeitsam, professionell und freundlich ... und sprechen Deutsch.

Das sind auch genau die Leute, die in den Vereinigten Staaten, Deutschland und dem Rest Europas derzeit verteufelt werden. Sie helfen, die Dinge am Laufen zu halten, werden gebraucht und werden trotzdem von Parteien zu Sündenböcken gemacht.

Identität, Herkunft, Status und Privilegien sind komplexe Angelegenheiten. Sprache, Politik und Kapitalismus können (meiner Meinung nach) Bollwerke sein, die dazu benutzt werden, Fortschritte einzudämmen und unser Denken mit Hass zu überfluten. Im

Westen liegen Wut und Doppelmoral in der Luft. Wir leben jetzt schon in dunklen Zeiten und ich fürchte, es wird noch viel schlimmer werden.

Ich habe diesen Text mit einem Geständnis begonnen. Und ich schließe mit dem Versprechen, mein Deutsch – und, wenn wir schon dabei sind, alle anderen Sprachen – zu verbessern. Und sollten wir uns mal begegnen: „Langsam bitte, danke!“<

*Übersetzt von Ariane Mertz*

**John Figueroa**  
*hat für Marvel und DC Comics geschrieben und bei einigen Indie-Filmen Regie geführt. Er stammt aus New York City und lebt derzeit in München.*



# Ausgebremst

Von Behnam Golestani

Ich, Behnam Golestani, bin Journalist und Blogger. Ich wurde am 24. Februar 1973 in Kermanshah, Iran geboren. Ich habe zwanzig Jahre in der iranischen Presse gearbeitet und besitze seit dem 14. Dezember 1997 den iranischen und den internationalen Führerschein für die Führerscheinklassen B-B1 und C1-D1. Im Jahr 2010 war ich aufgrund der massiven Proteste in Iran sowie der politischen Repressionen und Verhaftungen von Freund\*innen und Kolleg\*innen gezwungen, das Land zu verlassen.

Im Januar 2011 kam ich nach Schweden. Ich habe dort zehn Jahre, acht Monate, einundzwanzig Tage und siebzehn Stunden als Migrant gelebt, gearbeitet und Steuern gezahlt. Ich hatte sowohl ein Privatfahrzeug als auch ein Firmenfahrzeug. In Schweden dürfen Migranten ohne Aufenthaltsgenehmigung keinen schwedischen Führerschein machen, sie dürfen aber mit einem gültigen Führerschein ihres Herkunftslandes fahren. Ich habe über vier Jahre beim Roten Kreuz und der Schwedischen Kirche gearbeitet. Drei Jahre davon unterrichtete ich als Sprachlehrer Persisch und einfaches Schwedisch. In den letzten viereinhalb Jahren arbeitete ich in einer Baufirma und gründete zusätzlich ein eigenes Unternehmen für Maler- und Dachreinigungsarbeiten.

Ich zahlte wie alle Schweden 33 % Steuern, hatte aber keinen Zugang zu sozialen oder medizinischen Leistungen, da ich keine Aufenthaltsgenehmigung hatte. 2021 schloss Schweden mein Asylverfahren, entzog mir die Arbeitserlaubnis, sperrte mein Bankkonto und drängte mich zur Rückkehr in den Iran.

Ohne Arbeitserlaubnis, ohne Ausweis, ohne Zugang zur medizinischen Versorgung verließ ich Schweden im Oktober 2021 und kam nach Deutschland. Zwischen Oktober 2021 und Februar 2022 war ich zunächst im Camp Suhl und danach in Arnstadt

untergebracht. Ich bekam monatlich 360 Euro und lebte mit zwei afghanischen Jugendlichen in einem kleinen Zimmer.

Ich habe Migränekopfschmerzen und litt fünf Jahre an metastasierendem Lymphdrüsenkrebs. Wegen dieser gesundheitlichen und psychischen Belastungen war es mir nicht möglich, in einem Gemeinschaftszimmer zu leben. Trotz ärztlicher Atteste wurde mein Anliegen abgelehnt. Seit Februar 2022 lebte ich in Jena, ohne Unterstützung vom *Bundesamt für Migration und Flüchtlinge* (BAMF). Ich trage alle Lebenshaltungskosten selbst. Ich arbeitete drei Tage die Woche bei einer Baufirma in Magdala und besuchte einen Deutschkurs.

Parallel gründete ich die Organisation *Lantern*, die sich seit über zweieinhalb Jahren kulturell, politisch und sozial für Migrant\*innen engagiert. Die Registrierung als *LANTERN e.V.* ist beantragt. Ich bin ein ganz normaler Mensch und wollte immer der Gesellschaft nützlich sein.

In meinen etwa fünfzehn Jahren in Europa wurde ich nur wegen geringer Geschwindigkeitsüberschreitungen geblitzt – nie ein Unfall, nie Alkohol am Steuer, nie eine Gefährdung oder ein Schaden.

Als ich nach Deutschland kam, wurde mir klar, dass hier ein diskriminierendes Gesetz gilt: Wer nicht aus der EU kommt, darf nur sechs Monate mit einem ausländischen Führerschein fahren. Danach muss man eine deutsche Fahrerlaubnis beantragen – inklusive theoretischer und praktischer Prüfungen. Die Theorieprüfung gibt es nicht auf Persisch. Wie sollte ich das auf Deutsch nach nur sechs Monaten schaffen? Ich meldete mich trotzdem an, bestand beim zweiten Versuch die Theorieprüfung auf Englisch. Wegen Problemen mit dem Wohnsitzwechsel zwischen Arnstadt und Jena verzögerte sich mein Antrag.

Laut Deutschem Gesetz darf eine Person, die sich im Prozess der Führerscheinprüfung befindet, von der Polizei angehalten werden und, wenn sie die Fähigkeit zum Fahren besitzt, weiterfahren, bis der Prozess abgeschlossen ist.

Die Polizei in Jena, Erfurt und anderen Städten kontrollierte mich oft – vielleicht, weil Migrant\*innen häufiger kontrolliert werden. Jedes Mal akzeptierten die Beamt\*innen meine Unterlagen und ließen mich weiterfahren.

Am 19.03.2024 fand unser Nowruz-Fest, ein traditionelles Neujahrsfest, das im Iran gefeiert wird im Kubus-Saal in Jena statt. Gegen 01:30 Uhr wurden wir im Stadtzentrum von zwei männlichen Polizisten angehalten, ich fuhr. Einer der Polizisten war sehr unhöflich und aggressiv.

Obwohl ich keinen Alkohol konsumiert hatte, wurde ich getestet. Ein Beamter war höflich, der andere nahm mir jedoch wütend den Autoschlüssel weg und untersagte mir das Weiterfahren.

Ich rief meine Kollegin Judith Schelling an. Sie kam schlaftrunken aus Lobeda zur Polizeistation. Dort holten wir den Schlüssel ab. Judith sagte, sie könne nicht fahren – sie habe seit zwölf Jahren nicht mehr am Steuer gesessen. Ich fuhr die 500 Meter selbst, und derselbe aggressive Polizist hielt uns erneut an. Obwohl Judith erklärte, dass sie nicht fahren könne, schrieb er erneut einen Bericht.

Seitdem wurde ich nur einmal wegen einer kleinen Geschwindigkeitsüberschreitung geblitzt. Doch dieser Polizist brachte zwei Verfahren gegen mich vor

Gericht. Nun durfte ich keinen Antrag mehr stellen, da ich mich in einem laufenden Verfahren befand. Nach langer Wartezeit kam es zum Prozess, bei dem ich zu 1.500 Euro Geldstrafe verurteilt wurde. Ich beantragte Ratenzahlung. Am 16. Januar 2025 wurde die Ratenzahlung genehmigt und das Gericht sollte der Führerscheinstelle in Jena mitteilen, dass das ausgesetzte Führerschein-Verfahren fortgesetzt werden konnte.

Ich wartete drei Monate – vergeblich.

## ***Nur weil ich mit einem internationalen Führerschein gefahren bin, soll ich psychisch überprüft werden?***

Die Führerscheinstelle sagte, sie hätte kein Schreiben erhalten. Ich kontaktierte mehrfach das Gericht, doch das Schreiben war verschwunden. Herr Hofmann vom Amtsgericht Jena bestätigte, dass die Akte verschollen war. Zwei Tage später wurde das Dokument wiedergefunden.

Ich bekam endlich einen Termin bei der Führerscheinstelle für den 15. April 2025. Dort sagte man mir: Das Problem sei gelöst, aber ich müsse jetzt einen psychologischen Test machen, der 1.200 bis 1.500 Euro koste!

Warum ein Psychotest? Ich war nie betrunken am Steuer, keine Drogen, kein Unfall, keine Gefahr für andere!

**Behnam Golestani**

*hat zahlreiche Blogbeiträge und Artikel zum Thema*

*Rechtsextremismus und Rassismus geschrieben.*

**Lantern** ist ein Verein, der im kulturellen, politischen und sozialen Bereich aktiv ist, um eine Brücke zwischen Migrant\*innengesellschaft und Aufnahmegesellschaft zu schaffen. Der Verein zeigt zum Beispiel Dokumentarfilme zu Herkunftsländern, die von Krieg und Diktatur betroffen sind, oder führt Theaterprojekte mit Schüler\*innen zum Thema Flucht und Migration durch. Außerdem plant **Lantern** Freizeitaktivitäten für Geflüchtete und organisiert Feste verschiedener Kulturen.

Dieser Test ist entwürdigend und respektlos. Nur weil ich mit einem internationalen Führerschein gefahren bin, soll ich psychisch überprüft werden? Weil ich keinen Führerschein bekommen habe, verlor ich meine Arbeit. Ich kann seit eineinhalb Jahren nicht arbeiten, weil ich keinen Führerschein habe. Zeit, Energie, Nerven – alles ist zerstört. Jetzt soll ich 1.500 Euro Strafe und nochmal bis zu 1.500 Euro für den Psychotest zahlen – und das nach monatelangem Stress. Wie soll ich das schaffen? Warum diese Demütigung? Das ist nur ein kleiner Teil der Ungerechtigkeit, die Migranten erleben. Viele verlieren wegen solcher Probleme ihre psychische Stabilität.<



# Ich bin kein Problem – ich bin ein Mensch

Um dem Krieg zu entkommen, floh Amjad Abo Huwajj 2015 aus Syrien. In Deutschland hat er sich ein neues Leben aufgebaut und arbeitet beim Bayerischen Flüchtlingsrat in München. Wegen der derzeitigen politischen Diskussionen fühlt er sich nicht mehr sicher und fragt sich, ob er überhaupt bleiben darf.

Ich bin 33 Jahre alt und 2015 aus Syrien nach Deutschland geflüchtet. Ich hatte keine andere Wahl. Wenn ich geblieben wäre, hätte ich mich entscheiden müssen: für eine Rebellenarmee oder das Militär, um zu kämpfen. Aber ich wollte keinen Krieg führen. Ich wollte kein Blutvergießen, keine Gewalt. Ich wollte nur leben. In Frieden.

Ich habe den Krieg erlebt. Ich habe Dinge gesehen, die kein Mensch je sehen sollte. Zerstörung, Tod, Angst. Krieg ist nicht ehrenvoll. Er ist nicht heroisch. Er ist ekelhaft. Er nimmt dir deine Menschlichkeit. Und genau deshalb bin ich gegangen. Ich habe mein Zuhause, meine Familie, mein ganzes früheres Leben zurückgelassen und bin geflohen – um zu überleben.

Als ich in Deutschland ankam, war alles fremd. Ich konnte kein Deutsch, ich hatte keine Wohnung, keine Arbeit. Nur den Willen, neu anzufangen. Ich habe die Sprache gelernt, ich habe jede Chance genutzt, um mich einzubringen. Heute arbeite ich, zahle Steuern, und versuche, jeden Tag ein gutes Leben zu führen.

Ich arbeite als Ehrenamtskoordinator beim Münchner Flüchtlingsrat und unterstütze andere Menschen, die neu in dieses Land kommen – weil ich weiß, wie schwer der Anfang ist.

Viele Menschen haben mir geholfen – dafür bin ich dankbar. Ohne ihre Unterstützung hätte ich es nicht geschafft. Trotzdem lebe ich mit Angst. Ich habe mir hier viel aufgebaut, aber ich frage mich immer wieder: Ist das alles sicher? Darf ich bleiben? Oder

wird mir irgendwann alles genommen?

Wenn ich sehe, wie in der Politik über

Geflüchtete gesprochen wird, spüre ich diese Unsicherheit noch stärker. Es ist schwer, immer wieder zu hören, dass Menschen wie ich angeblich ein Problem seien. Ich erkenne mich in diesem Bild nicht wieder. Ich fühle mich nicht gefährlich – ich bin einfach ein Mensch, der überleben wollte.

Ich frage mich oft, ob ich überhaupt willkommen bin. Ich habe Angst, dass meine Herkunft mehr zählt als mein Charakter oder mein Beitrag zur Gesellschaft. Noch etwas macht mir Sorgen: In den politischen Debatten scheint es oft nur noch um Migration zu

***Ich habe Angst, dass meine  
Herkunft mehr zählt als  
mein Charakter***

hey, migrantifa!

gehen. Als ob das die Ursache aller Probleme sei. Dabei betrifft mich – wie viele andere auch – die steigende Miete, die Suche nach einer Arztpraxis oder der Bildungsabbau. Ich wünsche mir, dass endlich über echte Lösungen gesprochen wird, die allen Menschen hier helfen – nicht nur über Abschiebungen.

Ich stelle mir manchmal vor, es gäbe Krieg in Deutschland. Dass junge Menschen von hier fliehen müssten. Sie würden sich doch auch wünschen, dass man sie aufnimmt, ihnen zuhört, ihnen eine zweite Chance gibt – ohne Vorurteile. Für mich wäre es einfacher, denn ich bin inzwischen Experte im Fliehen geworden. Mein erster Tipp wäre: Unterschätzt das Mittelmeer nicht.

Ich habe keine Forderung. Ich habe nur eine Hoffnung: dass ich einfach leben darf – ohne Angst, ohne Rechtfertigung, ohne ständig daran erinnert zu werden, dass ich „von woanders“ bin.

Ich wünsche mir, dass meine Geschichte aufrüttelt. Dass mein Beitrag zählt.

Und dass ich eines Tages sagen kann: Ich bin angekommen.<

Amjad Abo Huwajj  
ist Mitarbeiter beim  
Münchener  
Flüchtlingsrat und  
ist dort für die  
Ehrenamtskoordination  
zuständig.





# Wann hört es auf?

Von Sandy Tran

Sandy (sie/keine) ist hauptberuflich als Sozialarbeiter\*in in der Wohnungslosenhilfe tätig, nebenber schreibt sie, um das Leben zu verarbeiten, veröffentlicht aber auch Texte als Autor\*in vom **Young Migrants Blog**. Ansonsten ist Sandy mit Tanzen oder Organisieren von Workshops und Veranstaltungen für die Initiative **fépar** oder für die viet-deutsche Gruppe **pho our community**, beschäftigt.

Wann hört es auf?  
Leinwand zu sein für deine Projektion  
Wann hört es auf?  
Das Aufschrecken jedes Mal  
Wenn du mich siehst und sofort kategorisierst  
Wann hört es auf?  
Mein Existenzrecht anzufechten, weil du versuchst es mir abzusprechen  
Wann hört es auf?  
Diese Gewalt, die so spürbar ist und du doch nicht siehst  
Nicht siehst oder dich weigerst zu sehen  
Wann hört es auf?  
Das Tragen von all dem Schmerz und der Last  
Und das Auffangen von dem, was du angerichtet hast  
Die Welt ist verdreht, verkehrt  
Ständig kommst du mit Täter\*in Opfer Umkehr  
**Ich bin wütend**  
Dass Du mir eingeredet hast, ich sei es nicht wert  
Nicht wert gesehen zu werden als Mensch  
Die Würde des Menschen ist unantastbar  
Und doch tastest du dich heran jeden Tag  
An meine Würde  
Und es macht mich wütend  
Diese Normalität  
Manifestiert in grausamer Realität

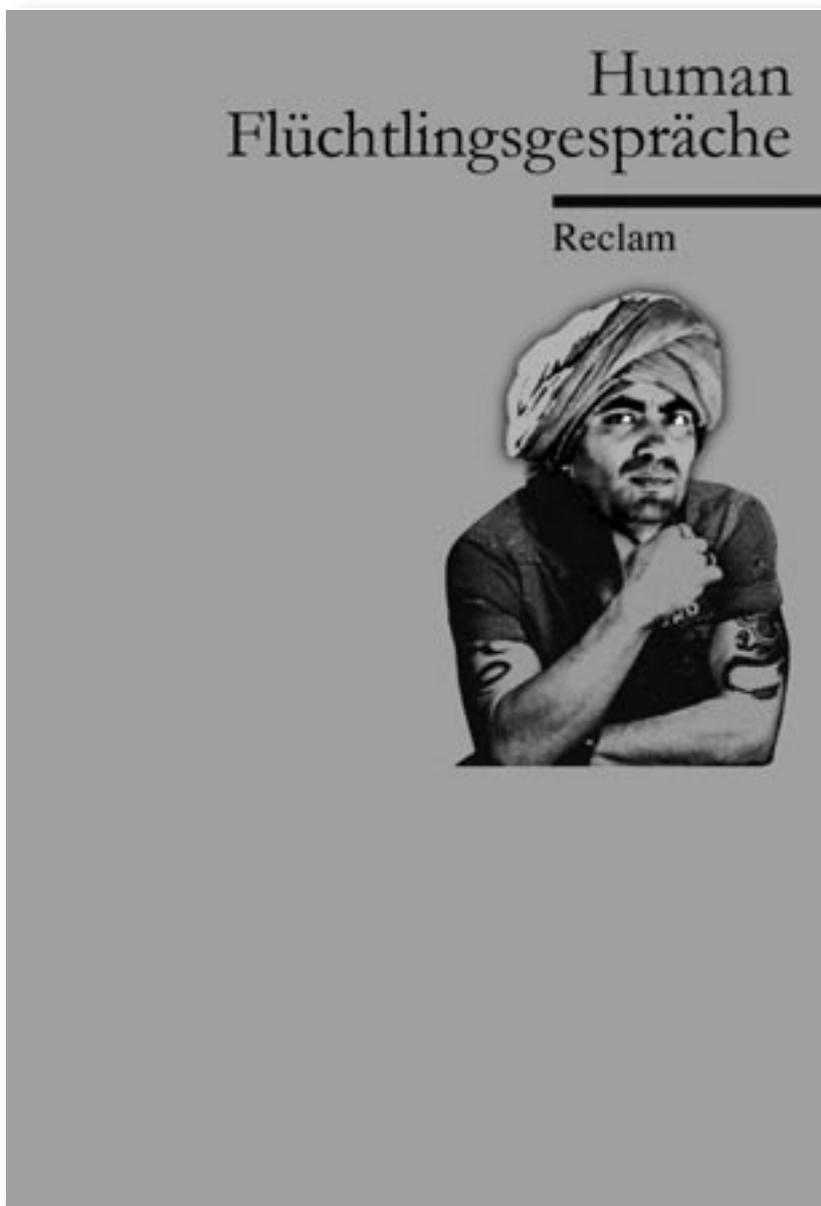
Normen, Regeln und Grenzen wurden gesetzt  
Aber wir Menschen könnten so viel mehr sein, unbegrenzt  
Ich zähle die Tage und Stunden  
Wünsche, dass wir alle frei sind  
In Gemeinschaft und verbunden



# *Flüchtlingsgespräche*

Staffel 2, Folge 4: Dieser Text ist von KI generiert.  
Der Autor und die Redaktion übernehmen keinen Gewähr.  
Von Human

*Das geschah bisher: X*



*Human ist  
assimilierter  
Ausländer  
und lebt an  
der deutsch-  
afghanischen  
Grenze.*

DER UNTERSETZTE: Hätte ich das alles gewußt, wäre ich nicht geboren.

DER GROSSE: Ich auch nicht.

DER UNTERSETZTE: Warum du? Du bist doch reich, du hast die Bezahlkarte. Die bayerische Bezahlkarte. Damit kannst du sogar auf Huawei zahlen. Du kannst dir einiges leisten. Du bist Flüchtling in Bayern. Dir kann es gar nicht besser gehen.

DER GROSSE: Ich bin arbeitslos, wo andere Urlaub machen und die Rentner Pfandflaschen aus den Tonnen sammeln.

DER UNTERSETZTE: Siehste, was willst du noch mehr?

DER GROSSE: Ich will den Weltfrieden.

DER UNTERSETZTE: Also wie Trump und Putin, nur Selenskyj ist dagegen.

DER GROSSE: Letzte Mal war er bei Trump ...

DER UNTERSETZTE: Stimmt, stimmt, was für eine Freak-Show. Das war doch wie bei den Getto-Gangstern. Er hat sich nicht entschuldigt, er ist nicht dankbar. Für den Arschtritt.

DER GROSSE: ... und wollte DJ Bobo Vance verarschen. Der Vance sagte aber, Bruder, was leben und leben lassen. Mein Baba hatte nicht viel. Jetzt hat er einen Boy, der durch die Decke geht, vertikal. Jetzt habe ich reiche Freunde.

DER UNTERSETZTE: Und dann Trump so. Mach mal piano, ich glaube der heult gleich. Vance sagt, nein, ich will Blut sehen. Vladimir steht auf und sagt, ich will keine reichen Freunde, fickt eure neue reiche Freunde.

DER GROSSE: Willst du auch einen Chai?

DER UNTERSETZTE: Ja, so braun wie der Bundestag.

DER GROSSE: Da sitzen ja nur noch Nazis rum.

DER UNTERSETZTE: Die wollen uns hier weghaben, die wollen uns nicht in ihrem Land.

DER GROSSE: Zuck nur mit Schultern und zünd dir eine Lunte an. Trink deinen Chai und lass sie alle verrecken.

DER UNTERSETZTE: Da schau draußen, die wollen einen von uns abschieben. Kommen ihn holen wegen Name von Familie ausm Bett. Soll ich rausgehen und denen helfen?

DER GROSSE: Ne, lass ma. Da ist bestimmt ein Cop, der sagt Gewalt ist keine Lösung mit Knie auf deiner Brust.

DER UNTERSETZTE: Was ein Cop sagt, darauf wird hier nur gespuckt.

DER GROSSE: Pass auf, dass sowas niemand ließt, sonst denken sie wie wo bleibt die Leitkultur?

DER UNTERSETZTE: Meinst du Leitkultur in Hanau, Leitkultur: „Wir sind das Volk“?

DER GROSSE: Sie sind Einzeltäter oder Psychos mit nem Colt.

DER UNTERSETZTE: Kein Angst, den Hinterland ließt eh niemand.

DER GROSSE: Zumindest niemand Relevantes.

DER UNTERSETZTE: Und den Relevanten sage ich, eure Leute klatschen Beifall für ein' Nazi, wenn es sein muss. Meine Leute klatschen Nazis von der Straße, wenn es sein muss.

DER GROSSE: ...

*Die Tür geht auf, die Cops kommen rein. Die beiden springen aus dem Fenster und laufen. Lauf Junge, lauf.<*

# Nur eine Nummer,



# die man loswerden musste

Das *Ameos* ist eine berüchtigte Institution in Osnabrück. Immer wieder dringen Beschwerden über die Zustände in der psychiatrischen Klinik an die Öffentlichkeit. Patient\*innen wie auch Mitarbeitende kritisieren Personalnot, Überlastung, mangelnde Hygiene und Gewalt an den Schutzbefohlenen. Nicht selten berichten Patient\*innen von Rassismuserfahrungen während ihres Aufenthalts.

Im Normalfall müssten Menschen in psychischen Ausnahmesituationen eine Vielzahl an Praxen abtelefonieren, Absagen akzeptieren und mit Wartezeiten bis zu einem Jahr umgehen. Darum führt für Menschen in akuten psychischen Krisen kein Weg an psychiatrischen Kliniken wie dem *Ameos* vorbei. So auch für *Lame K.*, der sich Ende Januar 2025 wegen akuter Suizidalität einweisen ließ. Anstatt der erhofften Hilfe erwarteten *Lame* Gewalt und die Abschiebung wenige Tage später.

Die direkten Zitate im Text stammen von *Lame K.* Der Text wurde von *No Lager Osnabrück* in Zusammenarbeit mit *Lame K.*, seiner Unterstützer\*innen-gruppe und der *Gambia Solidarität Osnabrück/Avanti e.V.* erarbeitet.



**L**ame K. lebte seit 2015 in Deutschland und seit 2017 in Osnabrück. Lames Eltern starben, als er ein Kind war. Noch als Teenager war er aus Gambia, einem Land an der westafrikanischen Küste, geflohen, nachdem er an regierungskritischen Protesten teilgenommen hatte. Seine Flucht führte ihn zuerst in ein Nachbarland und dann nach Nordafrika, wo er zeitweise in einem Foltergefängnis interniert wurde. Daraufhin schaffte er es nach Italien und schließlich nach Deutschland, wo er einen Asylantrag stellte. Sein Asylantrag wurde als unbegründet abgelehnt und er lebte jahrelang in der ständigen Angst, jeden Moment abgeschoben werden zu können.

„Vor der Abschiebung [...] war es nicht immer einfach, aber ich habe versucht mir ein Leben aufzubauen. Ich wurde medizinisch behandelt und insbesondere psychologisch versorgt, was wirklich notwendig war. Osnabrück war ein sicherer Ort, im Gegensatz zu dem, wo ich herkam. Ich hatte nicht viel, aber ich hatte Hoffnung. Ich hatte Angst vor der Abschiebung. Nicht wegen meiner Sicherheit, sondern weil ich die Versorgung verlieren könnte und auf mich alleine gestellt wäre. Ich habe geglaubt, die Behörden würden mir zuhören und mir helfen. Ich lag falsch.“

Doch die Ausländerbehörde teilt Gambia den sogenannten sicheren Herkunftsländern zu und

versuchte mehrmals, Lame abzuschleppen. Einmal kann seine Anwältin die Abschiebung in allerletzter Sekunde verhindern. Ein anderes Mal, vor nicht allzu langer Zeit, ordnet die Ausländerbehörde Abschiebehaft an. Lame muss jedoch eine Woche später wieder freigelassen werden, da die Inhaftierung rechtswidrig war. Lames sowieso schon schlechter gesundheitlicher Zustand, geprägt durch die Traumata seiner Flucht, verschlechterte sich weiter. Den Job, den er anfangs noch ausgeübt hatte, musste er schon vor Langem aufgeben.

„Kill me!“

Ende Januar 2025 ließ Lame sich in die *Ameos Klinik* einweisen. Ein Ort, von dem er sich Sicherheit, Geborgenheit und professionelle Behandlung erhoffte. Er wurde auf der geschlossenen Station A2, der Akutpsychiatrie des *Ameos*, untergebracht. In den Akutstationen sind alle psychischen Krankheitsbilder vertreten, depressive Patient\*innen neben psychotischen, Menschen mit posttraumatischer Belastungsstörung und viele weitere. Behandlung findet kaum statt, außer mit Medikamenten, meistens sehr starken Beruhigungsmitteln. Der behandelnde Arzt unterstellte Lame K. keine echte Suizidalität, sondern behauptete, seine Suizidalität sei politisch. Aufgrund dieser rassistischen Nicht-Diagnose traf der Arzt die lebensgefährdende Entscheidung, Lame K. am nächsten Tag zu entlassen.

Doch es kam noch anders. Am nächsten Morgen, dem 28. Januar, um 9:00 Uhr morgens, fuhren ein Transporter der Landesaufnahmebehörde (LAB) Niedersachsen und ein ziviles Fahrzeug der Polizei Osnabrück auf dem Parkplatz des Klinikums vor. Die Beamten betraten die Klinik und riefen einen Amtsarzt der Ausländerbehörde hinzu. Keine Stunde vorher hatte das Klinikumspersonal den Zutritt für Freund\*innen und Lames Partnerin untersagt: Kein Außenstehender dürfe die geschlossene Station betreten. Offensichtlich galt dies nicht für Polizist\*innen und Beamte\*innen der Abschiebebehörden.

*„Der Tag der Abschiebung war unmenschlich. Sie holten mich aus einer Psychiatrie ab, in der ich eigentlich behandelt werden sollte. Mir ging es immer noch schlecht – körperlich und psychisch. Als sie versuchten, mich mitzunehmen, wurde ich auf den Boden geworfen und verletzt.“*

Vor dem Klinikum bezeugten mindestens 20 Unterstützer\*innen, die sich inzwischen versammelt hatten, einen äußerst brutalen Polizeieinsatz. Auch Schüler\*innen des *AMEOS Instituts West – Osnabrück* kamen heraus, um die Situation zu beobachten, wurden aber von Mitarbeiter\*innen ins Gebäude zurückgedrängt.

Während Lame K. auf dem Boden lag und ein Polizist auf seinem Kopf kniete, rief er immer wieder laut: „Kill me!“ Schließlich gelang es der Polizei, die Unterstützer\*innen einzukesseln und zu fixieren und mit der Hilfe einiger Pfleger\*innen des *Ameos*, Lame an einen Rollstuhl zu fesseln und ihn in das Fahrzeug der LAB zu verfrachten. Unentwegt schrie Lame weiter: „Kill me!“

**„Ich wurde in die Irre geführt, manipuliert und würdelos behandelt.“**

Frankfurt – Casablanca – Banjul

Noch während des Vorgangs im Innenhof des *Ameos*, schickte die Polizei Lames Partnerin unter dem Vorwand, schon einmal die Koffer zu packen, nach Hause. Die gepackten Koffer stehen noch heute bei ihr, sie wurden nicht abgeholt. Lame K. wurde direkt zum Flughafen nach Frankfurt gebracht. Dort nahm die Polizei ihm alles Geld ab und händigte ihm ein mickriges Taschengeld von 50 Euro aus. Aufgrund seiner akuten Suizidalität begleiteten ihn auf dem Flug nach Gambia nicht nur zwei Polizeibeamt\*innen, sondern auch ein Amtsarzt. Man versicherte ihm, dass ihn vor Ort ebenfalls ein Arzt empfangen würde – erneut eine Lüge.

*„Alles, was sie mir erzählten, stellte sich als falsch heraus. Ich wurde in die Irre geführt, manipuliert und würdelos behandelt. Ich war kein Mensch für sie – nur eine Nummer, die man loswerden musste.“*

Der erste Flug brachte Lame nach Casablanca in Marokko, von da aus ging es weiter nach Banjul in Gambia, wo er mitten in der Nacht ankam – allein und mittellos.



Lame K. (binten) wird wieder in den Rollstuhl verfrachtet, Unterstützer\*innen werden eingekesselt, auf dem Boden fixiert und gefesselt.

## Ohne adäquate Versorgung in Gambia

Gambia ist das kleinste Land auf dem afrikanischen Kontinent. Das Leben dort unterscheidet sich grundsätzlich vom Leben in Deutschland. Rund 60 Prozent der Gambier\*innen leben unterhalb der Armutsgrenze. Das Land gehört laut *Human Development Index* zu den 20 ärmsten Ländern der Welt. In Gambia gibt es weder Bodenschätze noch Industrie oder größere landwirtschaftliche Betriebe. Das bedeutet, dass das Land so gut wie kein Geld aus dem Ausland erhält, um den Staat zu finanzieren, und dass die Arbeitslosigkeit dauerhaft auf einem sehr hohen Niveau liegt.

Mittlerweile ist Lame K. bereits seit gut drei Monaten in Gambia. Seitdem sind seine verschiedenen Erkrankungen ohne Behandlung und sein psychischer Zustand instabiler denn je. Seine Medikamente für psychische Notfälle und Schmerzmittel für seine chronischen Rückenschmerzen wurden ihm nicht mitgegeben, sie vor Ort zu bekommen ist nahezu unmöglich. Neue Batterien für seine Hörgeräte mussten ihm aufwendig aus Deutschland zugeschickt werden. Kurz nach seiner Ankunft infizierte er sich dann auch noch mit Malaria. Dazu kommt die ständige Ungewissheit, wie er dauerhaft ohne Geld und andere Unterstützung vor Ort überleben kann.

### Zukunft ungewiss

Lame K. hat weder Verwandte noch Bekannte in Gambia und das Land ist ihm gänzlich fremd. Dadurch werden selbst einfache Dinge wie Einkaufen, Mobilität oder ein Schlafplatz zu einer riesigen Herausforderung:

*„Ich habe kein echtes Zuhause. Die Miete ist zu teuer und ich kann es mir nicht leisten. Jeden Tag muss ich kämpfen, um zu überleben. Die Arbeitslosigkeit ist hoch [...]. Ich fühle mich nicht sicher und es ist schwer, Leute zu finden, denen ich vertrauen kann, nach allem, was ich erlebt habe. Ich bekomme keine Unterstützung von der Gambischen Regierung oder sonst wem. Ich wurde hier einfach fallengelassen und vergessen.“*

In Deutschland hat sich eine Gruppe gefunden, die trotz der 5.000 Kilometer zwischen ihnen und Lame, versucht, zu unterstützen. Sie startete einen Fundraiser, um Lame in seinem Alltag zu unterstützen, schafft es jedoch kaum, die laufenden Kosten zu decken. Lame und seine Verlobte möchten heiraten und erreichen, dass er nach Deutschland zurückkehren kann. Dafür werden sie es mit der deutschen Bürokratie aufnehmen müssen, die Dinge verlangt, von denen die meisten wahrscheinlich nie etwas gehört haben.

*„Mein größter Wunsch ist es, wieder in Sicherheit und Stabilität zu leben – wieder medizinische Versorgung zu bekommen, ein Dach über dem Kopf zu haben und in Frieden zu leben. Ich bin nicht nach Deutschland gekommen, um etwas von irgendwem wegzunehmen – ich bin gekommen, um zu überleben und mein Leben wieder aufzubauen. Noch immer habe ich einen Traum, auch wenn er gerade sehr weit weg zu sein scheint.“*

# Rassistische Übergriffe von Staat und Bevölkerung werden noch krasser zunehmen und immer brutaler werden

### Polizeigewalt als Antwort auf psychische Krisen

Einen Tag nach der Abschiebung Lames, dem 29. Januar, beschloss die Union zusammen mit den Stimmen von AfD und FDP den „Fünf-Punkte-Plan zur Migrationspolitik“. Unter einem Kanzler Friedrich Merz in einer schwarz-roten Koalition wird Flucht und Migration zum großen Problem erklärt und dementsprechend bekämpft werden. Das wird auch alle betreffen, die Solidarität zeigen und leben. Rassistische Übergriffe von Staat und Bevölkerung werden noch krasser zunehmen und immer brutaler werden. Das perfide Zusammenspiel verschiedener Institutionen, von Ausländerbehörde, Polizei und Klinik, welches letztendlich die Abschiebung ermöglichte, muss alarmieren. Zumal es im Aneos schon wiederholt zu Abschiebungen gekommen ist.

hey, migrantifa!



**No Lager** ist eine antirassistische Gruppe, die sich bereits um die 2000er gründete und damals Proteste in den Lagern rund um Osnabrück unterstützte. Knapp 25 Jahre später nehmen sie es weiterhin mit dem rassistischen Staat und seiner brutalen Praxis auf, und wenn nötig werden sie es auch die nächsten 25 Jahre tun, oder so lange wie es halt braucht, damit „No Border! No Nation!“ Wirklichkeit wird.

Im Zusammenhang mit der Abschiebung aus dem Ameos unterstützt die Gruppe nicht nur Lame K., sondern auch jene Unterstützer\*innen, die während der Abschiebung friedlich protestiert hatten und denen jetzt hohe Bußgeldzahlungen oder sogar Bewährungs- und Haftstrafen drohen. Weitere Infos finden sich auf [nolageros.noblogs.org](http://nolageros.noblogs.org)

Besonders besorgniserregend ist die chronische Vernachlässigung und Gewalt, die Menschen in psychischen Krisen entgegenschlägt. Insbesondere, wenn sie migrantisch, arm, Schwarz, obdachlos oder anderweitig marginalisiert sind. Der Vergleich zu Mouhamed Lamin Dramé und Lamin Touray, die in Dortmund und Nienburg von der Polizei ermordet wurden und sich in psychischen Ausnahmesituationen befanden, drängt sich geradezu auf.

An der Abschiebung von Lame K. beteiligte Polizist\*innen äußerten, sie machten nur ihren Job. Das Ameos schiebt den Unterstützer\*innen die Schuld für die Eskalation zu. Dass sie einen Schutzbefehlen an die Polizei auslieferten, scheint kein Problem zu sein. Kliniken, Schulen, Kirchen und Kindergärten sollten Schutzräume darstellen und als solche tabu sein für alle Abschiebebehörden. Die aktuelle Situation ist das Ergebnis von jahrelanger Normalisierung und rassistischer Stigmatisierung geflüchteter Menschen.

*„Ich möchte, dass Leute verstehen, dass Abschiebungen nicht einfach nur ein Verwaltungsakt sind – sie zerstören Leben. Ich wurde ohne Mitgefühl behandelt, wurde belogen und weggeworfen, als wäre ich egal. Ich leide noch immer unter dem, was passiert ist.“*

*Alle, die das lesen, bitte ich, die Personen hinter diesen Geschichten zu sehen. Wir sind Menschen mit Gefühlen, Ängsten und Hoffnung. Wir haben uns dieses Leben nicht ausgesucht. Ich habe nur nach Schutz und Würde gesucht. Ich hoffe, eines Tages wieder als Person behandelt zu werden.“*

# Hinterland



Das Magazin

Hinterland #58  
Frühjahr/Sommer 2025

## IMPRESSUM

**Titel:** Rafiou Bayor, 2024

**Herausgeber:**

Bayerischer Flüchtlingsrat  
Westendstraße 19, Rgb  
80339 München

**Verantwortlich für diese Ausgabe:**

Agnes Andrae & Matthias Weinzierl

**Redaktion:** Agnes Andrae, Aida Bakhtiari, Gülcan Durak, Simon Fiedler, Moritz Hürtgen, Caroline Mulert, Pezi Novi, Laura Pöhler, Severin Rapp, Marianne Walther, Matthias Weinzierl, Christine Wolfrum

*(Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.)*

**Kontakt:** [redaktion@hinterland-magazin.de](mailto:redaktion@hinterland-magazin.de)

**Gestaltung:** Agnes Andrae, Matthias Weinzierl

**Druck:** deVega Medien GmbH, Eitzenberger, Media Druck Logistik, Eisele Druck  
Anwaltinger Straße 10, 86165 Augsburg

**Auflage:** 1.500 Stück

**Website:** Anton Kaun, Jonas Langreuter

**Anzeigen:** [anzeigen@hinterland-magazin.de](mailto:anzeigen@hinterland-magazin.de)

**Jahresabo:** 21,00 Euro

**Abo-Bestellung:** [abo@hinterland-magazin.de](mailto:abo@hinterland-magazin.de)

[www.hinterland-magazin.de](http://www.hinterland-magazin.de)

*Eigentumsvorbehalt.*

*Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Ausbändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtausbändigung in Form eines rechtsmittelfähigen Bescheides zurückzusenden.*

Illustration: Godwin Namanyabyoona >



**KEINE  
ANGST,  
MEIN  
NAME  
IST NICHT  
MIGRANT**

